Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwölfter Jahrgang

Nr. 16 Leipzig, den 21. April 1898

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1556 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Der Christ und die Welt: 2 — Die Verkündigung Jesu: 1. Einleitendes; 2. Die Predigt Jesu vom Reiche Gottes — Die Memoiren der Johanne Terrasson: 4. In den Gefängnissen von Grenoble — Sir George Tressady von Mrs. Humphry Ward — Die schwierige Lage und Aufgabe des Evangelischen Bundes: 1. Ein Gedicht Beyschlags — Anzeigen

Der Christ und die Welt

2

Und stellt euch nicht dieser Welt gleich. Römer 12, 2.

Daß unser Glaube die Welt überwindet, ist eine hohe Rede, so hoch wie jene Silberwölkchen, die still leuchtend am Nachmittagshimmel dahinziehn. Das Christentum stellt sich überhaupt sehr hoch, so hoch, daß immer Einige gemeint haben, es erreiche die Erde nicht, jedenfalls nicht die Erde, auf der gepflanzt, gebaut, gearbeitet und wohl oder übel Geld verdient wird. Wir wollen mit diesen Vertretern eines dem unsrigen entgegengesetzten Standpunktes nicht streiten, wir wollen nur fragen: Was wäre die Welt ohne ein solches Christentum, das unablässig die wichtige Pflicht erfüllt, uns bald im stillen, sanften Sausen, bald wie im Sturm und Wetter, bald liebkosend, bald erschütternd sein Sursum corda zuzurufen: Himmelan geht unsre Bahn? Und was wäre das Christentum ohne den starken Zug nach oben, ohne den mutig ergriffnen Standort über dieser Welt des alltäglichen Geschehens, über Gewinnen und Verlieren, ja über Leben und Sterben! Lassen wir also das Christentum, wie es ist. Es wird überweltlich sein in seinem innersten Kern und Wesen, oder es wird nicht sein.

Immerhin ergeben sich Fragen und Aufgaben. Man muß der Sache, auf die es uns ankommt, näher treten, man muß den lebendigen Menschen nehmen, wie er sich in der Welt giebt, oder vielmehr wie er selbst inmitten unfreiwillig ihm aufgedrungner und auch fernerhin von ihm unabhängig bestehender Verhältnisse sich vorfindet. Es ist ein großer Fehler gewesen, der je und je Unheil gestiftet hat und die Ursache zahlloser, schwerer, kaum wieder gut zu machender Mißverständnisse geworden ist, daß man sich die Menschen unter der Einwirkung des Christentums, daß man sich jedenfalls die Normalchristen zu sehr als lauter Apostel, Priester und Pastoren dachte, daß man die Vorstellung aufkommen ließ, persönliches Christentum sei ohne eine gewisse auch nach außen hin bemerkbare Salbung, ohne ein Stück liturgischer Haltung, ohne die gleichsam akute Bereitschaft zu frommer Betrachtung und stiller Einkehr in sich selbst gar nicht denkbar und jedenfalls nicht auf der Höhe des Ideals, daß man mit einem Wort mehr nur gemalte Menschen, etwa gar wie die lieben Heiligen, nicht aber wirkliche, leibhaftige ins Auge faßte und ihnen predigte. Von diesem übeln Vorurteil müssen wir uns gänzlich lossagen, denn es bildet ein ausgezeichnetes Hindernis der Ausbreitung des Evangeliums und paßt auf die Lehren des Protestantismus als wie die Faust aufs Auge.

Daraus folgt aber, daß die apostolische Mahnung, sich dieser Welt nicht gleich zu stellen, in erster Linie nicht einigen bevorzugten Leuten gilt, die allenfalls auch für sich allein bestehen können, sondern gerade solchen, die mitten in der Welt stehen, an ihren geschichtlichen, gesellschaftlichen, litterarischen, allgemein geistigen und persönlichen Beziehungen lebendigen Anteil nehmen und dies nicht nur zu ihrem Vergnügen sondern pflichtmäßig thun. Es bleibt ja eine offne Frage, wie St. Paulus sich zu den besondern Problemen des gegenwärtigen Lebens in und mit der Welt gestellt haben würde. Aber er hat immerhin an Großstädter geschrieben, die doch auch etwas von der Welt gesehen, von ihrem Treiben gewußt, von ihren Interessen verstanden haben. Ihnen und uns legt er ans Herz, uns nicht der Welt gleichzustellen, uns nicht nach ihr zu bilden, ihr „Schema“ nicht auf uns wirken zu lassen. Verweltlichung heißt die dringende Gefahr, vor der wir gewarnt werden, Verweltlichung die arge Klippe, an der unser Schifflein und das unsrer Kinder nur zu oft zu scheitern droht.

Jeder Seelsorger weiß davon Betrübendes aus seinen Tagebüchern zu erzählen. Wie rührend prägt sich in der Zeit der Konfirmation der Ewigkeitscharakter des Evangeliums in manche jugendliche Seele, wie merklich regt sich in Herz und Gewissen die Salzkraft der göttlichen Gebote und Verheißungen, wie leicht werden diese bewegten Gemüter über sich selbst hinausgehoben, gewinnen Geschmack an den unsichtbaren Gütern, empfangen einen Abglanz himmlischen Wesens und leben, in der Begrenzung ihrer Jahre, ein wahrhaftiges Leben aus Gott. Nichts ehrfurchtgebietender als die gottgeweihte Jugend, wenn sie in neuer, vertiefter Art das Wort des Heilands wahr macht: So ihr nicht werdet wie die Kinder, könnt ihr nicht in das Himmelreich kommen. Aber die Zeiten ändern sich. Ein und zwei Jahre reichen wohl hin, die Züge der Andacht und Innigkeit entweder völlig zu verwischen oder bis zur Unkenntlichkeit zu entstellen. Die Welt hat ihren Einzug in die Seele gehalten und behauptet schnell die Alleinherrschaft. Dann kommen die Fragen der Karriere, des Amüsements, der Repräsentation, der Mode, des Konventionellen — lauter garstige Fremdwörter — obenauf, und in ihrem Gefolge das Heer der Eitelkeiten. Geschäft oder Vergnügen, oder umgekehrt, oder beides beherrscht den Lebensmarkt.

Dem gegenüber ist die Kunst, sich nicht dieser Welt gleichzustellen, keine besondere Tugend für sich, auch nicht eine Zusammenfassung von Tugenden, sondern ein einfacher Vorbehalt. Der Vorbehalt nämlich, daß alle diese Dinge, denen wir uns ja nicht entziehen können noch wollen, kleine und große, wichtige und unwichtige, zwar an ihrem Ort nötig und nützlich sind, aber nicht das Einige Notwendige, nicht das Höchste und Beste in der Welt bedeuten, und nicht wert sind, das Herz daran zu hängen. Mit Hilfe dieses Vorbehalts gelingt es wohl, bei allem Eingehen auf Welt und Leben nie ganz darin aufzugehen, sich über dem Tag und seiner Ordnung zu halten und die innere Unabhängigkeit zu bewahren. Wohl Jedem, der einen solchen Vorbehalt macht, ob ihn die Welt zu einem großen Erfolg stürmisch beglückwünscht oder wegen eines geringen Mißerfolgs verurteilt, ob sie ihm schmeichelt oder droht. Wohl Jedem, der denselben Vorbehalt macht, wenn Zeitströmungen, öffentliche Meinung, nachbarlicher Ratschlag oder Familienpatriotismus ihn bereden wollen, etwas wider Gewissen und Wort Gottes, wiewohl mit dem Schein des Rechten, zu thun. Wohl Jedem, der

innerlich für die Reize der Macht, des Besitzes, der allgemeinen Geltung unempfänglich bleibt und seine einzige Sorge sein läßt, die Gerechtigkeit zu erlangen, die vor Gott gilt. Wir sind als Kinder Gottes verpflichtet, uns seines Hauses wert zu machen. Wir sind zwar in der Welt, aber nicht von der Welt. Sch

---

Die Verkündigung Jesu

1. Einleitendes

Es giebt zwei Gründe dafür, daß es so schwierig ist, die Gedankenwelt Jesu Christi nachbildend darzustellen.*) Wenn je die Persönlichkeit, das innerste Wesen eines Menschen mit dem, was er ausgesprochen hat, aufs allerengste zusammengehört hat, so ist das bei Jesus und seiner Verkündigung der Fall. Man kann wohl das philosophische System Kants verstehen, ohne das Geringste über seinen Urheber zu wissen, aber es ist eine Unmöglichkeit, die Religion Jesu zu erfassen, ohne zugleich in das Wesen seiner Persönlichkeit einzudringen. Da liegt nun die erste und größte Schwierigkeit. Denn wenn schon jedes Menschen Persönlichkeit Rätsel genug birgt, Imponderabilien, die Niemand ins helle Licht des Wissens stellen kann — wie viel mehr gilt das von Jesus. Wer wollte behaupten, er habe den Reichtum seines Gemüts, die Tiefe seiner Erkenntnis, die Fülle seiner Kraft ausgeschöpft, und wer wollte sich vermessen, die feinsten, zartesten Schwingungen seiner Seele nachempfinden zu können! Es bleibt stets ein Rest, ein unerklärliches Etwas, an das unsre groben Sinne nicht heranreichen.

Und doch wäre die Aufgabe auch ohnedies schwer genug, weil die Quellen, aus denen wir unsre Kenntnis vom Herrn schöpfen, geschichtlich betrachtet nicht ersten Ranges sind. Wir sind fast allein auf die drei ersten Evangelien angewiesen. Aber diese Evangelien sind zunächst zu dem Zwecke geschrieben worden, als Andachts- und Erbauungsbücher zu dienen. Es konnte ihren Verfassern nicht darauf ankommen, ein geschichtlich genaues und vollständiges Bild von Jesus zu entwerfen, sondern sie stellten zusammen, was nach ihrer Meinung am dienlichsten sei, ihrer Leser Christentum zu fördern und zu festigen. So mischten sie Eignes und Ueberkommenes. Für uns aber entsteht die Aufgabe, aus der Form, die die Evangelisten geschaffen haben, den Inhalt herauszunehmen, der auf Jesus zurückgeht. So betrachtet, sind Bergpredigt und Gleichnisse trotz manches redigirenden Eingriffes „das Echteste vom Echten," dazu kommen die Aussprüche (Lógia) Jesu. Freilich, unser Herr hat, wie den Lesern der Christlichen Welt wohl bekannt ist**), aramäisch geredet, und unsre griechischen Evangelien sind vielleicht nicht immer ganz glückliche Uebersetzer gewesen, zudem läßt sich ja manchmal der Sinn überhaupt nicht vollkommen in eine andre Sprache übertragen.

Auch hier also müssen wir von vornherein ein Defizit feststellen. Auch von hier aus können wir nur auf ein relativ bescheidnes Maß von ganz sichern Ergebnissen hoffen. Das sei um so nachdrücklicher ausgesprochen, als vielleicht der Eine oder der Andre an manchem von dem Anstoß zu nehmen geneigt sein möchte, was nun folgen soll. Ich meine, es bleibt Jedem unbenommen, sein besseres Verständnis dort eintreten zu lassen, wo er es für nötig hält. Denn die Wissenschaft, die nie den Anspruch auf Unfehlbarkeit erheben wird, verwahrt sich ja in unserm Falle sogar ausdrücklich dagegen.

Bei dem Versuche, darzustellen, was Jesus verkündigt hat, ergiebt sich ungezwungen eine Teilung: Jesus hat über das religiöse und sittliche Verhalten der Menschen, ihr Verhältnis

*) Dieser Artikel ist vor allem darum geschrieben, um den Lesern der Christlichen Welt ein Beispiel von der Arbeit des Teiles der neutestamentlichen Wissenschaft zu geben, den man als Neutestamentliche Theologie zu bezeichnen pflegt. Die folgende Darstellung hält sich im großen und ganzen streng an das Lehrbuch der neutestamentlichen Theologie von Heinrich Julius Holtzmann (Freiburg i. B., 1897, Verlag von J. C. B. Mohr), mit dem nichttheologische Leser auf diese Weise bekannt gemacht werden sollen. — Bemerkt sei noch, daß alttestamentliche Zitate nach Kautzsch, neutestamentliche nach Weizsäcker angeführt werden.

**) Vgl. Jahrgang 1897, Nr. 29 und 31.

zu Gott und zu einander gesprochen. Dieser Teil seiner Verkündigung läßt sich kurz als die Predigt vom Reiche Gottes bezeichnen. Daneben finden sich bei ihm eine Reihe von Aussagen über seine eigne Person und ihre besondre Stellung und Bedeutung. Was hierhin gehört, soll unter der Ueberschrift Der Messianismus Jesu behandelt werden. Natürlich stehen beide Teile mit einander in Verbindung, sie ergänzen sich gegenseitig, und einer läßt sich nicht ohne den andern verstehen.

Ein solcher Versuch kann Niemanden ganz befriedigen. Denn der Maßstab der Lehre und des theologischen Denkens, der hiermit auf das angewandt wird, was Jesus gesagt und gethan hat, reicht zur Vermittlung wirklichen Verständnisses seines Werkes nicht aus. Jesus wollte nicht den Wissenstrieb stillen. Es sind praktische Aufgaben, um deren Lösung es ihm zu thun war. Er lehrte nicht, wenn man unter Lehren das verstandesmäßige Entwickeln einer Wahrheit versteht. Sein Evangelium war die Frucht seiner religiösen Erfahrung und seines sittlichen Willens. Immerhin ist der Versuch lockend und des Interesses wert. Es sind doch gewisse Ideen, in denen sich das religiöse Bewußtsein Jesu Ausdruck geschaffen hat, und insofern diese mitteilbar waren und sind, darf man wohl von einer Lehre des Herrn sprechen, wie er ja auch seinen Zeitgenossen als ein Lehrer erschienen ist (Mark. 1, 27).

2. Die Predigt Jesu vom Reiche Gottes

Was wir von Jesus vor seinem öffentlichen Auftreten wissen, ist verschwindend wenig. Wie er geworden ist, was er war, bleibt dunkel. Nur rückschließend läßt sich Einiges ermitteln, was auf seine Entwicklung Einfluß gehabt haben muß. Jesus war Galiläer; er ist unter einem glücklichen Himmel aufgewachsen inmitten einer schönen und großen Natur. Der Lärm der Stadt und das Hasten des Marktes haben die Harmonie seiner Stimmung nicht gestört, die knöcherne Weisheit rabbinischer Lehrstuben und der öde Ritualismus priesterlichen Tempeldienstes haben die frische Ursprünglichkeit seines geistigen Werdens nicht erstickt. Offnen und empfänglichen Blickes steht er der Natur gegenüber, mehr noch zieht ihn das Treiben der Menschen an. Beides, Natur und Menschenleben, hat er meisterlich zu beobachten verstanden; beide sind ihm zum vornehmsten Mittel geworden, seinen Gedanken ein Kleid zu geben. Tief müssen die Eindrücke gewesen sein, die er von seinem Vater empfing, da er den Menschen Gott im Bilde des Vaters zeigte. Seiner Mutter scheint er fremder gegenübergestanden zu haben (Mark. 3, 31 ff.). Oft schildert er das Glück des Vaterhauses, und mit besondrer Liebe weilt sein Auge auf den Kindern. Bedeutend ist ohne Zweifel der Anteil, den die heilige Schrift an seinem geistigen Leben beanspruchen kann. Jesus kennt auch außerkanonische Litteratur (Luk. 11, 49). Aber er benutzt weder jene noch diese zu theologischen Operationen, wie später der Apostel Paulus gethan hat, der sich von diesem Erbteil seiner pharisäisch-rabbinischen Bildung nie hat losmachen können. Doch haben die Pharisäer auch auf Jesus in nicht geringem Maße eingewirkt. Er hat nicht immer im Gegensatz zu ihnen gestanden: er ist ihr Gast und lehrt in ihren Synagogen; ja, er hat wenigstens die Form seines religiösen Denkens zum Teil dem Pharisäismus entlehnt: ist doch die Gerechtigkeit, die im Mittelpunkt der Bergpredigt steht, das pharisäische Losungswort gewesen. — Noch Eines ist hier Erwähnung zu thun, des Mannes, der Jesu den letzten Anstoß gegeben hat, bevor er in die Oeffentlichkeit hinaustrat, des Täufers Johannes. Es ist bekannt, daß Jesus sich von ihm hat taufen lassen; und mit demselben Ruf, den Johannes erhoben hatte, leitete auch Jesus seine Wirksamkeit ein (Matth. 3, 2; 4, 17). Aber er eröffnete sie fern der Stelle am Jordan, da Johannes getauft hatte, im entlegnen Galiläa; er wollte die Bewegung, die Jener hervorgerufen hatte, nicht fortsetzen.

Es ist merkwürdig zu sehen, wie Jesus Allem, was ihn mehr oder weniger beeinflußt zu haben scheint, doch auch wieder ablehnend gegenübergestanden hat. Unschwer läßt sich das auf allen berührten Punkten erkennen, sodaß der Nachweis im Einzelnen unterbleiben kann. Nirgends haben Einflüsse, die sich von außen geltend machten, die Widerstandskraft „dieses seiner

selbst ganz mächtigen und sichern Gemüts, das sein Urbild in sich selbst trug," brechen können. Schließlich ist es doch immer der eigne Genius, der unwiderstehlich und in edelster Naturwüchsigkeit aus den Tiefen seiner Seele emporquillt und Alles, was ihm begegnet, in sieghafter Kraft überwindet.

„Jede neue Religionsstiftung tritt anfangs als Reform auf": die Kritik des Bestehenden ist der erste Schritt auf der Bahn, die zu dem Neuen führt. Jesus setzte bei dem jüdischen Gesetz ein. Nicht als ob es bei ihm schon zu einem bewußten Bruch mit dem Gesetze gekommen war, als er seine Thätigkeit begann, er nahm vielmehr dieselbe Stellung zu ihm ein wie jeder fromme Jude. Aber er hat sich nie unter den Geist der gesetzlichen Form gebeugt, die das Verhältnis zwischen Mensch und Gott bei seinen Volksgenossen angenommen hatte. Die lebendige Religiosität, die er in sich trug, hob ihn von selbst, ohne Kampf und ohne daß es eines besondern Entschlusses dazu bedurft hätte, über eine Frömmigkeit hinweg, deren auszeichnendes Merkmal eine vertragsmäßige Gegenseitigkeit der Leistungen war. So kann es nicht Wunder nehmen, wenn wir gewahren, wie Jesus sich alsbald und dann immer ausschließlicher gerade an die wendet, die außerhalb des Gesetzes standen. Das Gesetz hatte eine große Scheidung im jüdischen Volke herbeigeführt: es gab Wissende und Unwissende. Aber es war selten eigne Schuld, daß man es nicht kannte. Denn nur wenige Bevorzugte konnten sich eine genauere Kenntnis des Gesetzes leisten. Man mußte Zeit haben, viel Zeit, um es zu studiren, und nur der Reiche konnte jener unendlichen Reihe von Opfer-, Gebets- und Waschungsvorschriften nachkommen. Wem die harte Notwendigkeit des täglichen Lebens, der Kampf um die Existenz die nötige Muße nicht gewährte, oder wem Armut die Mittel versagte, der war ein Ausgestoßener; die Frommen schieden sich von ihm, wie denn Pharisäer bedeutet die Abgesonderten.

So waren es im besondern zwei Schichten des Volkes, die unter dem Druck des Gesetzes zu leiden hatten: die Armen, denen einfach jede Möglichkeit zur Erfüllung der gesetzlichen Vorschriften fehlte, und jene Leute, die in dem Evangelium als „Zöllner und Sünder" bezeichnet werden. Jene konnten das Gesetz nicht halten, und diese wollten es nicht; sie schüttelten sein Joch ab, weil sie sonst in der freien Bewegung, der Regsamkeit gehindert worden wären, die das vielgeschäftige Leben von ihnen forderte. Dazu traf die Zöllner im besondern die nationale Verachtung, weil sie sich in den Dienst der römischen Unterdrücker stellten.

Jesus ist auf die Seite dieser Leute getreten.*) Mit scharfem Blick erkannte er, daß bei ihnen eine religiöse Empfänglichkeit vorhanden war, die er auf der andern Seite vergeblich gesucht hatte. So lautete denn auch das Programm, mit dem er vor die Oeffentlichkeit hintrat: Ich bin gekommen, zu suchen und zu retten die Verlornen (Luk. 19, 10). Verloren waren nach der Anschauung jener Zeit Alle, die außerhalb des Gesetzes standen, die Armen und die Sünder. Das Evangelium der Armen, vereint mit dem Evangelium der Sünder, war es denn auch, was Jesus seinem Volke brachte, eine Religion der kleinen Leute im Gegensatz zu der Religion des Gesetzes, bei der nur die Großen und Vornehmen zu ihrem Rechte kamen. Jesu religiöses Gefühl protestirte gegen die Ungerechtigkeit, die darin lag, daß die, auf deren Schultern schon die Last des Lebens am schwersten ruhte, nun auch noch mit dem niederdrückenden Bewußtsein beladen werden sollten, daß sie infolge ihrer, an den Forderungen des Gesetzes gemessen, ganz unvollkommnen und ungenügenden religiösen Leistungen keinen Anteil an den Gütern der Verheißung haben sollten. Deshalb lud er diese Mühseligen und Beladnen zu sich ein und nahm ihnen das Joch ab, unter dem sie seufzend einhergingen (Matth. 11, 28—30).

Die Wirkung, die diese Parteinahme Jesu für die Unterdrückten ausübte, hat ihn dann in immer konsequentere Opposition zu den tonangebenden Autoritäten gedrängt. Es konnte nicht

*) Es liegt hier nahe, einen Seitenblick auf unsre Zeit zu thun; wer sich zur Religion Jesu bekennt, muß auf der Seite der Unterdrückten stehen!

ausbleiben, daß die Pharisäer den stärksten Anstoß an Jesu Verhalten nahmen. Sie machten es ihm zum Vorwurf, daß er mit jenen „unreinen" Leuten verkehrte, sie nannten ihn der Zöllner und Sünder Freund (Luk. 7, 34). Aber auch Jesus ging mehr und mehr zum Angriff über. Gewiß ist, daß seine Hinneigung zu den Ausgestoßnen, den Stiefkindern unter seinen Volksgenossen, zunächst rein gefühlsmäßig war und sich einzig in seinem praktischen Verhalten Geltung verschaffte. Aber durch die Verurteilung, die er dabei von seiten derer fand, die als die Frommen galten, mußte er dazu fortschreiten, sich auch verstandesmäßig Klarheit über das Wesen jüdischer Gesetzesfrömmigkeit zu verschaffen. Und in der That werden seine Aussprüche nach dieser Richtung immer schärfer. Er wandelt dabei ganz in den Bahnen der Propheten des Alten Bundes. Wie Amos, Hosea und Jesaia gegen die Entwertung des sittlichen durch das kultische Thun ihre Stimme erhoben hatten, so auch Jesus. Es ist bekannt, wie er der Praxis der Pharisäer entgegengetreten ist; ihr Fasten, ihre Sabbathheiligung, ihr Beten kennzeichnet er als Heuchelei, ihre Reinigungstollheit verspottet und geißelt er (Mark. 7, 19; Matth. 23, 24). Er geht noch weiter: hatte er in dem Allen nur die Ueberlieferung der Alten, die Satzungen angegriffen, so greift er in seiner Stellung zur Ehescheidung das Gesetz selbst an: er erklärt Mark. 10, 2—12 die gesetzliche Vorschrift (Dtn. 24, 1) geradezu für im Widerspruch stehend mit dem ursprünglichen Willen des Schöpfers (Gen. 1, 27). Vielleicht ist ihm auch die gänzliche Ueberwindung des Gesetzes wenigstens in der letzten Zeit seines Wirkens als Ziel erschienen; man darf die Aussprüche vom alten Kleid und neuen Lappen, vom neuen Wein und den alten Schläuchen wohl in dieser Richtung deuten.

Jesus ist innerlich frei gewesen vom Gesetz. Was einst Jeremia als Ideal hingestellt hatte, als er sagte: Ich lege mein Gesetz in ihr Inneres und schreibe es ihnen ins Herz, und so will ich ihr Gott sein, und sie sollen mein Volk sein, ist der Spruch Jahwes (31, 33), das war für Jesus Wirklichkeit geworden. Er hatte einen innern Schauplatz für alle sittlichen Vorgänge entdeckt, hatte gezeigt, daß es nicht eine gesetzliche Ordnung des Gemeinschaftslebens, sondern der Ausbau der innern Welt sei, was die Religion ausmache, hatte die Wurzel der Gesetzesbefolgung in dem Ernst der Gesinnung gefunden und damit jeden heuchlerischen Schein, jede Halbheit und Geteiltheit ausgeschlossen. So hatte er die Religiosität aus der rituellen Sphäre entnommen und in die sittliche verpflanzt. Der gute Baum bringt gute Früchte, und der faule Baum bringt böse Früchte, und an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, in diesen Sätzen der Bergpredigt ist die Sittlichkeit als das wesentlichste Moment der Religion Jesu gekennzeichnet, die ganze Bergpredigt ist nur die Einzelausführung dieses Gedankens.*)

Nach alle dem könnte es scheinen, als ob die Verkündigung Jesu moralistischer Art gewesen wäre. Aber das ist durchau nicht so. Das sittliche Handeln wird vielmehr überall religiö begründet, es hat seinen Ursprung stets in Gott. Was Jesus an Liebeskraft im eignen Herzen trug, das empfand er als Wirkung, als Gabe Gottes. Und von hier aus war es leicht, den Rückschluß auf das Wesen Gottes selbst zu machen: er war allein die Güte, die Liebe, die sich väterlich vom Himmel den Menschen zuneigt, Gott ist der Vater. Und wo immer die Liebesgesinnung im Menschen erscheint und wirksam wird, da ist sie der Ausdruck Gottes selbst, „die göttliche Funktion im Menschengeist." Am reinsten und erhabensten zeigt sie sich in der Barmherzigkeit: Jesus findet seine größte Freude darin, das Verlorne zu retten und selig zu machen; aber er kann es nur, weil er weiß, daß Gott der Barmherzige ist, der die Sünder begnadigt. So fließt ihm seine eigne Barmherzigkeit wiederum aus Gottes Barmherzigkeit; er begründet seine Mahnung: werdet

*) Wer das als richtig anerkennt, der muß Matth. 5, 18 dem Evangelisten zuschreiben: Jesus kann das unmöglich gesagt haben. Man bedenke doch nur einmal, in welchen Widerspruch sich Paulus, „der Apostel Jesu Christi," mit seinem Herrn gesetzt hätte; seine ganze Predigt von der Freiheit vom Gesetz wäre dann gegen Jesu ausdrücklichstes Wort. [Vgl. dagegen des Herausgebers Meinung in „Zu Christus hin" S. 171, Anm.]

barmherzig, mit dem Hinweis: wie euer Vater barmherzig ist (Luk. 6, 36).

Jesu Gottesbild kennzeichnet sich nie durch metaphysische Merkmale, sondern stets durch ethische Beziehungen zur Menschenwelt. Diese sind das Einzige, was Jesus an Gott interessirt. Es ist deshalb auch ganz unfruchtbar, Gottes Verhältnis zur Natur zu erörtern, wie es Jesus etwa empfunden hätte. Gott ist an den Vorgängen in ihr so direkt beteiligt, daß nicht einmal ein Sperling ohne seinen Willen vom Dache fällt; aber diesen Gedanken würde Jesus nie geäußert haben, wenn er nicht auf die persönliche Kreatur, auf die Menschen abzielte: ihr seid mehr als viele Sperlinge (Matth. 10, 29 ff.). Auch hier ist Gott nicht sowohl die Macht überhaupt als vielmehr die Macht des Guten.*) Damit sind wir an dem Punkte angelangt, wo sich der Gottesbegriff Jesu hoch über den des Alten Testaments erhebt. Bis hierher sind die Großen des alten Bundes, Hosea, Amos, Jesaia, Jeremia und Deuterojesaia mitgegangen, aber von jetzt an bleiben sie zurück. Trotz aller Anläufe dazu haben sie doch das nicht erreichen können, was Jesus mit der größten Entschiedenheit in sich zum Ausdruck bringt. Jenen war Gott zum guten Teil personifizirte Naturkraft, aber Jesus schnitt den Zusammenhang mit der Naturform der Religion entschlossen und, ohne einen Rest zu lassen, ab: Gott war ihm die personenbildende Kraft, die Macht über das, was sein soll, das sittliche Ideal. Das Alles schließt die stete Beziehung auf die Menschen ein: es giebt keinen Gott ohne Menschen, wie es keinen Vater ohne Kinder giebt. Damit ist der unauflösliche Bund zwischen Religiosität und Sittlichkeit geschlossen. Wer in Gott das Ideal der Vollkommenheit, das Urbild des Guten erkennt, dem muß es zugleich schmerzlich zum Bewußtsein kommen, wie groß der Abstand ist zwischen seiner eignen Sittlichkeit und dem, was sein soll. Das religiöse Verhalten wird so zur sittlichen Aufgabe: wie es die Aufgabe der Kinder ist, am Vater heranzureifen, so soll sich der Mensch zu der Vollkommenheit emporarbeiten, die ihm sein Gott darstellt. Aber weil er hinter der Hoheit der Forderung weit zurückbleibt und doch der vergebenden Liebe seines Gottes nicht verlustig geht, so muß auch er sich durch eine nie zu überwindende Milde, Nachsicht und Versöhnlichkeit als Kind seines himmlischen Vaters erweisen (Matth. 5, 25; 6, 12; 7, 1 f.). Ihren klassischen Ausdruck hat die Einheitlichkeit von Religion und Sittlichkeit in dem großen Doppelgebot der Liebe gefunden (Mark. 12, 28—34 und Parallelen).

Die Anweisungen, die Jesus den Seinen im Einzelnen für ihr Verhalten gegeben hat, sind überall die mit unerbittlicher Schärfe gezognen Folgerungen aus dem, was er als das Wesen der Religion erkannt und empfunden hatte. Ueberall wird an die Stelle „des unmöglichen Guthandelns gegen Gott das Guthandeln gegen die Menschen" gesetzt. Der Christ soll in jedem Menschen sich selbst sehen (Matth. 7, 12; Luk. 6, 31) und sich demgemäß gegen seine Mitmenschen verhalten, die ja seine Brüder sind (Matth. 23, 8). Jesus erkennt Nichts an, was diese Forderung in irgend einer Weise einschränken könnte; sie ist bedingungslos, weder Empfänglichkeit noch Dankbarkeit noch Gegenliebe von seiten der Menschen dürfen in irgend einer Weise vorausgesetzt und erwartet werden: wer dich schlägt auf die rechte Wange, dem biete auch die andre (Matth. 5, 39 ff.). Jesus hebt die Seinen über den bloßen Rechtsstandpunkt hinaus (Mark. 10, 43 f.), die Rechtssphäre liegt weit hinter ihnen. Er selbst weist es ab, als Richter und Erbschichter angerufen zu werden (Luk. 12, 13 f.), denn mit dem Rechte hat er nichts zu schaffen. Daher führen auch die Seinen keine Prozesse um Mein und Dein. Sie vergelten Beleidigungen nicht durch Beleidigungen und Unbill nicht durch Unbill; aller Rechthaberei setzen sie die Kraft duldender, opferwilliger, selbstvergessener Liebe entgegen. Und wie sie keinerlei Feindseligkeiten ausüben, so giebt es für sie auch keine Feinde, denn selbst dem,

*) Es sei hier kurz darauf hingewiesen, daß Jesus im Gegensatz dazu eine Macht des Bösen kennt, den Satan und das Reich der Dämonen (Matth. 12, 28; Mark. 3, 27; Luk. 13, 16). Durch diesen Dualismus wird „der Vollzug des Gedankens der göttlichen Weltregierung und Vorsehung wesentlich erleichtert."

der ihnen Feind ist, bringen sie Liebe entgegen. Weil sie so gesinnt sind, werden sie Söhne des Höchsten sein, denn auch er ist ja milde gegen die Undankbaren und Bösen (Luk. 6, 35).

Fassen wir zusammen: was Jesus von den Seinen verlangt, ist der Verzicht auf das Recht; sie müssen die bessere Gerechtigkeit besitzen, die sie befähigt, auch die höchste Probe der Menschenliebe abzulegen. Diese Gerechtigkeit hat ihr Vorbild an der göttlichen Vollkommenheit als dem höchsten Maßstab; es ist die Gesinnungs- und Handlungsweise, die „dem einzigen im Reiche Gottes bestehenden sittlichen Motive entspricht, nämlich dem Gehorsam gegen Gottes als väterlich erkannten und anerkannten Liebeswillen." Wer nach dieser Gerechtigkeit hungert und dürstet, den preist Jesus selig, und dem verheißt er Sättigung. Darin liegt zugleich ein gewaltiger Aufruf, dieses höchste Lebensideal zu verwirklichen.

Jesus hat sich freilich der Thatsache nicht verschließen können, daß der wirkliche Zustand der Menschen ihrer idealen Aufgabe nicht entfernt entsprach. Daher beginnt er seine Predigt mit dem Bußrufe, er verlangt als das erste die „Umsinnung" (Mark. 1, 15), und wie es der Meister gemacht hatte, machten es auch seine Jünger (Mark. 6, 12). Aber wir müssen uns doch hüten, die Sündenbeurteilung und den Miserabilismus, den wir als die Folge eines vielleicht nicht richtig verstandnen Paulinismus von den Reformatoren her überkommen haben, ohne weiteres Jesu zuzuschreiben. Jesu Urteile über die Menschen beruhen auf der durchschnittlichen Erfahrung, die er mit ihnen machte: so giebt es neben den bösen doch auch gute Menschen (Matth. 12, 25). Nirgends ist Jesu „die Welt" in paulinisch-johanneischer Weise die Zusammenfassung alles Bösen. Nirgends findet sich eine doktrinäre Behandlung des Problems der Sünde; Jesus hat keine „Lehre von der Sünde" aufgestellt. Er weiß nichts von einer Erbsünde oder einem sündigen Gesamtzustand der Menschen, sondern er redet nur von einzelnen Thatsünden, von Vergehungen und Verschuldungen (Matth. 6, 12 und 14 f.). Diese erhalten den Charakter der Sünde, weil die Verletzung des sittlichen Gebotes immer eine solche Gottes mit sich bringt, insofern Gott das sittliche Ideal in sich schließt. Dieselben religiösen Voraussetzungen lassen dann das nachfolgende Uebel als Strafe und das Bewußtsein des Zusammenhangs von Sünde und Strafe als Schuld erscheinen. Trotz dieser Anerkennung der Sünde hat Jesus das Leben nie in pessimistischer Rigorosität beurteilt. Der Schluß, den er zieht, geht vielmehr in einer ganz andern Richtung; weil er sieht, daß alle Menschen hinter der idealen Forderung weit zurückbleiben, empfiehlt er, hinweisend auf Gott als der Menschen auch hierin unerreichtes Vorbild, Milde und Nachsicht.

Nach dem übereinstimmenden Berichte des Matthäus- und Markusevangeliums hat Jesus seine Verkündigung mit der Ankündigung eingeleitet: Das Gottes(Himmel)reich ist herbeigekommen.*) Und in der That steht der Begriff des Gottesreichs im Mittelpunkt der Predigt des Herrn, zu ihm hin strömen alle seine Gedanken, in ihm fassen sie sich zusammen. Aber es ist schwer, eine Definition dafür zu finden, weil es keine einheitliche Größe ist; sie muß notwendigerweise sehr allgemein lauten und erschöpft die Fülle der in ihm sich sammelnden religiösen Gedanken auch nicht annähernd. Holtzmann giebt folgende Begriffsbestimmung: „Himmelreich ist die vom Himmel her in die gegenwärtige Wirklichkeit eintretende, diesseitig werdende, göttliche Ordnung der Dinge." Wenn nun Jesus das Kommen dieses Reiches verkündigte, so that er damit zunächst nichts, was den Juden hätte besonders in Erstaunen setzen können: das war es ja eben, wonach die Frommen in Israel sehnsüchtig ausschauten; sie warteten darauf jede Stunde. Aber der religiöse Genius des Herrn wandelte den Sinn, er weitete und vertiefte ihn, sodaß etwas ganz Andres daraus wurde, als die Juden darunter verstanden hatten.

Es giebt eine Vorbedingung, die erfüllen muß, wer an dem Gottesreiche teilnehmen soll: das ist die Gerechtigkeit, wie sie

*) Der Ausdruck Himmelreich ist dem Matthäus eigentümlich; außerdem findet er sich nur noch in dem außerkanonischen Hebräerevangelium.

Jesus in der Bergpredigt geschildert hat. Wer sie besitzt, der kann in das Reich Gottes eingehen: das Reich Gottes ist der Lohn für die Gerechtigkeit (Matth. 5, 12; 6, 4, 6, 18; 24, 45 ff.; 25, 14 ff.; Mark. 10, 21; Luk. 6, 35). Jesus lehnt den Lohngedanken keineswegs ab. Die Pharisäer haben zwar seiner Meinung nach ihren Lohn dahin, aber nicht weil sie für ihr gesetzliches Handeln überhaupt einen Lohn erwarten, sondern weil sie durch die heuchlerische Zurschaustellung ihrer Gesetzeserfüllung sich selbst belohnen. Gott wird nur den belohnen, der sich seinen Lohn nicht durch das Selbstgefühl vorwegnimmt, mit dem ihn sein gutes Werk erfüllt. Aber freilich: der Lohn steht in keinem Verhältnis zu der Leistung, er ist viel größer als sie (Matth. 19, 29 und Mark. 10, 30), er ist stets Gnadenlohn. Darüber hat Jesus keinen Zweifel gelassen, am deutlichsten spricht er sich in dem Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg über diesen Punkt aus (Matth. 20, 1—16, vergl. besonders V. 13 ff.): die nur eine Stunde gearbeitet haben, erhalten ebensoviel wie die, die des Tages Last und Hitze getragen haben. Nicht das größere oder geringere Maß des Geleisteten ist für die Höhe des Lohnes ausschlaggebend, sondern einzig Gottes Güte. Damit aber ist im Grunde der Begriff des Lohnes beseitigt. Logisch betrachtet ist die Art, wie Jesus das Gottesreich als Lohn und doch wieder nicht als Lohn hinstellt, widerspruchsvoll; aber der Widerspruch hebt sich, wenn man die religiöse Grundanschauung betrachtet, auf der sich Beides aufbaut. Auch hier wieder tritt uns das Ineinander von Religion und Sittlichkeit entgegen, das Jesu Evangelium auszeichnet: auf der einen Seite ist das Gottesreich eine Gabe, auf der andern aber erscheint es als Aufgabe für den sittlichen Willen, insofern die Gerechtigkeit erworben werden muß, ohne die man nicht hineinkommen kann.

Das Gottesreich ist aber nicht nur eine Gabe schlechthin; es ist die Gabe aller Gaben, das höchste Gut, das Gott den Menschen geben kann. Es schließt alle andern Gaben in sich, sie fallen in ihm den Menschen von selbst zu (Matth. 6, 33). Und weil Gott in seinem Reiche Alles, worauf er es mit der Welt abgesehen hat, vollauf und vollbefriedigend erfüllt, so kann man um des Reiches willen alles Andre getrost hingeben, alle gegenwärtigen, irdischen Güter haben durch es ihren Wert verloren: das Gottesreich ist das einzige wahrhaft Erstrebenswerte. An seine Gewinnung muß der Mensch Alles setzen, er muß Alles dafür hingeben (Matth. 13, 44 ff.). Indem so alles Streben, alle Kraft des Menschen auf einen einzigen Punkt konzentrirt wird, wird dem „zerflatternden und zerfahrenen Dasein“ ein straffer Zusammenhalt gegeben, die Arbeit eines solchen Lebens gewinnt Inhalt und bleibenden Wert, ja das Leben wird damit erst wirkliches Leben.

Gewissermaßen einen Vorschmack des Besitzes dieses Lebens gewährt die Sündenvergebung. Wer durch das Schuldgefühl niedergedrückt wird, der kann nicht die ganze Kraft seines sittlichen Wollens entfalten. Daher wird ihm die Last abgenommen, damit Frieden, Ruhe und Erquickung die Seele füllt (Matth. 12, 31 f.; Luk. 24, 47). So erst ist er in den Stand gesetzt, das im Gottesreich gebotne Gut des Lebens sich ganz zu eigen zu machen. Dieses Leben nun ist Leben im vollsten Sinne, d. h. ewiges Leben (Mark. 10, 17 ff.; Matth. 25, 46; Luk. 10, 25).

Die Ausdrücke: in das Reich Gottes eingehen, und: in das Leben eingehen (Matth. 19, 17) besagen somit dasselbe. Deshalb gelten für die, die das Leben ererben wollen (Mark. 10, 17), dieselben Voraussetzungen, die wir bereits kennen gelernt haben: die Gerechtigkeit im Sinne der Bergpredigt ist die Bedingung für die Erlangung des Lebens. Alle, die nach ihr trachten und dadurch des ewigen Lebens teilhaftig werden, bilden zusammen das Gottesreich. Dieses ist somit ebensogut Gemeinschaft wie die alttestamentliche Theokratie. Im Matthäusevangelium hat es sich freilich schon zu dem Begriffe der Kirche veräußerlicht (Matth. 16, 18; 18, 17; 13, 24 ff.). Aber obgleich gewiß nicht zu leugnen ist, daß Jesus selbst mit der Sammlung einer Jüngergemeinde einen ersten Schritt gethan hat, so kann doch keine Rede davon sein, daß er die Gründung einer Kirche im Sinne gehabt habe, wie sie bei Matthäus schon fast fertig dasteht. Bei Jesus ist das verbindende Band durchaus geistiger

Natur, die Gemeinschaft, die er meinte, ist „die Gemeinschaft der nach Gerechtigkeit Gottes trachtenden Seelen“ (Wellhausen).

Hat sich Jesus dieses Gottesreich gegenwärtig oder zukünftig gedacht? Diese viel erörterte Frage ist nicht bloß von theologischem Interesse. Das wird Jeder zugeben, der mit der zweiten Bitte des Vaterunsers einen bestimmten Sinn verbinden will. Ist das Reich, um dessen Kommen wir bitten, wenigstens in seinen Anfängen unter uns vorhanden, oder aber erflehen wir den Anbruch einer ganz neuen Zeit? Ist also die zweite Bitte als Missionsgebet oder eschatologisch zu verstehen? Jesus hat seinen Jüngern befohlen zu verkündigen: das Reich der Himmel ist herbeigekommen (Matth. 10, 17). Aber unleugbar liegt darin ein gewisser Widerspruch. Denn ein Reich, das sich erst durch sein Auftreten verwirklichen sollte, konnte zu Beginn seiner Wirksamkeit noch nicht da sein, er konnte es höchstens in Aussicht stellen. Aber je bedeutender die Erfolge wurden, die Jesus errang, mit desto größerm Rechte konnte er sagen, jetzt sei das angenehme Jahr des Herrn (Luk. 4, 19—21). In diesem Sinne durfte er zu seinen Jüngern das glückwünschende Wort sprechen: selig sind eure Augen, daß sie sehen, und eure Ohren, daß sie hören; wahrlich, ich sage euch, viele Propheten und Gerechte begehrten zu sehen, was ihr seht, und haben es nicht gesehen, und zu hören, was ihr hört, und haben es nicht gehört (Matth. 13, 16 f.). Aber was sie sahen und hörten, war doch erst „das mit der Wirksamkeit Jesu anhebende Rauschen und Regen der Geister, das noch unsichtbar aber fühlbar anbrechende Reich Gottes.“ So gehört es denn teils der Gegenwart, teils der Zukunft an. Gegenwärtig ist das Reich Gottes, in das jetzt schon Sünder eingehen, wenn sie ihren Sinn ändern und glauben können. Aber das Reich, da Fried und Freude lacht, da alle Ungerechtigkeit und alle Härte des Lebens beseitigt ist und eine völlige Umkehrung der jetzigen sozialen Verhältnisse eingetreten ist, muß die Zukunft noch bringen. Daher auch die Seligpreisungen der Bergpredigt alle auf die kommende Zeit hinweisen (Matth. 5, 4 ff.). Es wird übrigens nötig sein, auf diese Frage in anderm Zusammenhang zurückzukommen.

Es kann nach Allem, was vorhergegangen ist, schwerlich ungewiß geblieben sein, daß sich Jesus das Gottesreich nicht als die Wiederherstellung Israels gedacht hat. Wo er auch immer ein Bild der Zukunft entworfen hat, nie findet sich darin ein politisch-nationaler Zug. Und gerade dieser war das hervorstechendste Merkmal aller jüdischen Reich-Gottes-Erwartungen. Jesu Ideal ist ohne jeden politischen Beigeschmack, ganz religiös, obgleich es unter dem Bilde einer staatlichen Organisation vorgestellt wird. Aber wenn Jesus auch alle jüdisch-politischen Züge aus dem Bilde seines Gottesreiches ausgetilgt hat, so ist er doch nur allmählich, durch seine Erfahrungen sozusagen gezwungen, über die Grenzen der Nationalität hinausgeschritten. Dabei mochten prophetische Zukunftsreden, wie die herrliche Rede Micha 4, es ihm erleichtern, auch Heiden der Teilnahme am Gottesreiche für fähig zu erklären. Schließlich machte er hier dieselbe Erfahrung, die er mit den Zöllnern und Sündern gemacht hatte: er fand hier das religiöse Bedürfnis, die Empfänglichkeit, deren seine Predigt bedurfte, um ihre Wirkung zu thun. Freilich währte sein Leben nicht lang genug, als daß sich aus den wenigen einzelnen Erfahrungen, die er mit Heiden machte, ein konsequenter Universalismus hätte herausbilden können. Aber den dahin führenden Weg hatte er betreten. Und während er in der ersten Zeit der grünenden Hoffnung die Heiden scharf abgewiesen hatte: gebet das Heilige nicht den Hunden, und werfet eure Perlen nicht den Schweinen vor (Matth. 7, 6, vgl. ferner Matth. 15, 24 und 26; 10, 6), so hat ihm der Hauptmann von Kapernaum später, nach seinem Aufenthalt im Gebiete von Tyrus und Sidon (Mark. 7, 24), das Wort abgenötigt: Bei Niemand in Israel habe ich solchen Glauben gefunden (Matth. 8, 5 ff., vgl. auch Mark. 7, 24 ff.). „Der universalistische Kern des Gedankens vom Reiche Gottes sprengt die geschichtlich bedingte Schale, in der ihn Jesus erfaßt hatte.“

* *
*

Werfen wir einen Blick zurück über das, was uns bisher von der Verkündigung Jesu entgegengetreten ist. Es ist überall Sittenlehre und Gottesverkündigung in der innigen Verbindung, die sie in dem religiösen Bewußtsein Jesu eingegangen haben. Ueberall knüpft die Predigt des Herrn dabei an Vorstellungen und Gedanken an, die in seinem Volke lebten; aber überall gestaltet er sie um und füllt sie mit neuem Inhalt. Nirgends hätte ein gewaltsamer Bruch mit dem Judentum unter allen Umständen eintreten müssen, sondern die Umformung hätte sich auf dem Wege ruhiger und allmählicher Entwicklung vollziehen können. Die Art, wie Jesus in alledem vorging, war durchaus nicht die eines Revolutionärs.

Allein darin trat eine Wandlung ein. Jesus hat in der ersten Zeit seines Wirkens sicherlich die allergrößten Erfolge gehabt. Er gewann die Massen im Sturm, und er fühlte sich bald von einer großen, starken Bewegung getragen. Das blieb aber nicht so. Als Jesus mit den Machthabern und anerkannten Autoritäten seines Volkes in Konflikt kam, da wandte sich auch das Volk mehr und mehr von ihm ab. Pharisäer und Schriftgelehrte waren die Ersten, die ihm die Freundschaft kündigten; mit ihnen vereinigten sich dann die Sadducäer und Herodianer, und sie alle schritten bald dazu fort, den neuen Propheten mit erbittertster Feindschaft zu verfolgen. Nun mußte es sich herausstellen, ob Jesus an dem geringen Volke einen Rückhalt hatte, der stark genug war, um ihn gegen die Macht jener Leute zu schützen. Aber da machte Jesus die schmerzliche Erfahrung, daß seine Volksgenossen nicht die Kraft hatten, den Bruch mit den Führern und Autoritäten, denen sie bisher gefolgt waren, zu wagen. Sie vermochten es nicht, auf alle jene altgewohnten „Seligkeitsgarantien" zu verzichten und ihm ihr Vertrauen zu schenken, der doch „den ewigen Hunger und Durst des Volksgemüts nach Handgreiflichkeiten" weder befriedigen wollte noch konnte. So änderte sich die Lage allmählich sehr zu Jesu Ungunsten: die Menge fiel von ihm ab, und die Mächtigen drohten ihm mit offner Feindschaft. Wir können noch ziemlich deutlich erkennen, wann der Augenblick eintrat, wo sich Jesu die Ueberzeugung hiervon unabweisbar aufdrängte. Es geschah damals, als er die Pharisäer im tiefsten Grund ihres Wesens traf, indem er ihre ganze Ueberlieferung, insbesondre ihren Reinheitskultus als widergöttlich verurteilte. Da mußte er in heidnisches Gebiet hinüberfliehen, weil er in Galiläa nicht mehr sicher war (Mark. 7, 24 und 31; 8, 27). Er entwich in das Gebiet von Tyrus und Sidon.

Hier stehen wir an dem Wendepunkt in Jesu Leben. Von jetzt an sehen wir ihn einen neuen Weg einschlagen: er entfaltet zunächst im Kreise seiner Jünger die Messiasfahne, er bekennt sich ihnen als den Christus. Ernst Teichmann

---

Die Memoiren der Johanne Terrasson

4. In den Gefängnissen von Grenoble

An demselben Tage noch wurden jene Unglücklichen, die unsre Religion abgeschworen hatten, gegen die erhaltene Zusage wieder in den Kerker geführt. Es waren die neunzehn Frauen aus dem Pragellathal. Die zwei oder drei oben genannten Gefangnen aus dem Thale von Quint kehrten nicht wieder zu uns zurück. Die Frauen weinten und sprachen ganz trostlos zu mir: Ach! hätten wir Ihnen nur geglaubt, wie glücklich würden wir sein, denn sie lassen uns nicht frei; wir hätten uns wenigstens die Ruhe des Gewissens bewahrt. Wie elend sind wir! warum haben wir auf die Stimme des Zauberers gehört? Ich erwiderte ihnen: Habe ich es Ihnen nicht voraus gesagt, daß man Sie täuschen würde, daß der Teufel der Vater der Lüge sei, und infolgedessen Alle, die sein Werk treiben, auch nicht anders sein können? Sie waren untröstlich. Als ich sie in solch jämmerlichem Zustande sah, ermahnte ich sie, so weit es mir möglich war, vor allem Gott inbrünstig zu bitten, daß er ihnen Gnade gebe zu einer aufrichtigen Buße; daß ihnen Gott dann auch verzeihen werde, weil er mehr zum Erbarmen als zum Gerichte geneigt ist. Sie antworteten: Bitten Sie Gott für uns, daß es ihm gefalle, sie uns zu gewähren. Ich erwiderte: Wir sind alle verpflichtet, Einer für den Andern zu bitten, auf daß er aufhelfe denen, die gefallen sind. Darum bitte ich diesen großen Gott mit allen Kräften meiner Seele.

Den andern Tag führte man sie auf den Wirtschaftshof, wo man die weniger strafbaren Gefangnen sich erholen ließ. Ich gehörte nicht zu dieser Zahl; denn wem Gott die Gnade erwies, treu zu bleiben, der wurde damals als der Majestätsbeleidigung schuldig erachtet, weil, wie sie sagten, wir uns weigerten, der Religion des Königs anzugehören. Ich blieb ganz allein bis zur Nacht, wo man die andern Frauen wieder mit mir einschloß. Meine Beschäftigung den Tag über bestand darin, daß ich mich auf alle mögliche Weise vor dem Ungeziefer zu schützen suchte; aber wie große Anstrengungen ich auch machte, es gelang mir nicht, sie verursachten mir eine erschreckliche Unruhe an meinem schwachen Fleische. Doch meinem Geiste konnten sie nichts anhaben; denn während reißende Wölfe die Seele meiner Leidensgefährten zerrissen, fühlte ich in meinem Innern eine heilige Heiterkeit und unvergleichliche Freude.

Man beorderte nun die Kommissare, die den Prozeß gegen jeden Gefangnen führen sollten; mein Kommissar und der der Uebrigen, die mit mir festgenommen waren, war ein Herr namens Morel von Arsin, Ratsschreiber (conseiller clerc). Das erstemal, als er uns verhörte, wurden wir von den Häschern geführt, die Männer mit Schellen gefesselt, die man ihnen um die beiden Daumen legte. Als Herr Morel mir mehrere Fragen vorgelegt hatte, sagte er schließlich: ob ich nicht gewußt hätte, daß der König verboten habe, das Königreich zu verlassen? Wenn ich ihm nicht gehorchen wolle, so würde ich zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt werden. Was mich veranlaßt hätte, mich zu verkleiden? Ich müßte doch wissen, daß dies vom Gesetz des alten Bundes verboten sei. Ich antwortete ihm: Mein Herr, obwohl ich das Verbot des Königs kenne, würde ich nicht umhin gekonnt haben, auf jede Weise zu versuchen, einen Ort zu finden, wo ich in Sicherheit zu Gott beten kann nach Anleitung des reinen und heiligen Wortes Gottes. Und was das Gefängnis betrifft, ob ich auch lebenslang darin sitzen müßte, es hat für mich noch nicht den Wert eines Augenblicks, im Vergleich mit der Ewigkeit; denn es giebt keinen so schrecklichen Kerker, als den eines bösen Gewissens. Auch was meine Verkleidung betrifft, so weiß ich wohl, daß Gott im jüdischen Gesetze solches verboten hat,*) auf daß die Israeliten den Aberglauben der Heiden nicht nachahmten, und besonders um zu zeigen, daß man nicht Erfindungen der Menschen mit den Lehren und Vorschriften des göttlichen Gesetzes vermengen dürfe. Aber heute, wo wir unter der Gnade Gottes stehen, lehrt er uns viel klarer, daß wir rein und aufrichtig in seinem Dienste sein und von allem Götzendienst und Aberglauben unberührt bleiben sollen. Und aus diesen Gründen habe ich mich verkleiden dürfen, ohne Gott dadurch zu beleidigen, um so mehr, als ich es nur gethan habe, um unkenntlich zu erscheinen und meinen Weg bequemer machen zu können.

Nun schloß mich der Kerkermeister in mein Gefängnis, und ich blieb vierzehn Tage immer in Mannskleidern darin. Obgleich mein Mann mir meine Kleider zugeschickt hatte, sobald er erfahren hatte, daß ich festgenommen sei, wurden sie mir doch nicht ausgeliefert; ich weiß nicht, ob der Hausmeister sie zurückbehielt; schließlich sind sie verloren gegangen. Darauf kam mein Mann und brachte mir andre, die mir sehr gelegen kamen; denn am Ende der bezeichneten vierzehn Tage ließ man uns alle aus diesem Gefängnis heraus, und so konnte ich dies Kleid voll Ungeziefer ausziehen, was mir eine große Wohlthat war, weil an dem Orte, den man uns nun anwies, wir nicht so sehr von diesen Insekten gequält wurden.

Man führte, sage ich, uns heraus, um uns in ein Verließ zu bringen, in dem nahe an 60 Frauen oder Mädchen um ihres Glaubens willen gleich uns gefangen gehalten wurden; sodaß wir alle zusammen 78 oder 77 Personen in derselben Grube eingeschlossen waren. Die wir dort schon vorfanden, empfingen uns bei unserm Eintritt mit herzlicher Liebe, ganz besonders

*) 5. Mos. 22, 5.

herzlich Fräulein Blanche Gamond. Obgleich sie mich zum erstenmale sah, umarmte sie mich, als ob wir alte Bekannte wären und sie geahnt hätte, was später uns noch begegnen würde, und gewußt, daß wir nach einem göttlichen Geschick immer zusammen verfolgt werden würden von unserm ersten Begegnen in diesem Verließ bis zu Ende unsrer Gefangenschaft. Das Verließ war sehr verpestet und schlecht infolge des großen Gestankes und der Feuchtigkeit, die ein großer Fluß namens Isere verursachte, in dessen unmittelbarer Nähe das Gefängnis erbaut war: daher geschah es, daß wir jeden Morgen so durchnäßt waren, als ob wir dem Tau der Nacht ausgesetzt gewesen wären. Die Nebel drangen durch die Fenster, die nur aus Eisenstäben ohne Glas, ohne Fensterrahmen oder Doppelfenster bestanden, so sehr, daß die Gefangnen, die vorher hier gesessen, an einem giftigen Ausschlag erkrankt waren, der mit der Pest Aehnlichkeit hatte.

Diese Krankheit erweckte bei den Herren vom Gerichtshofe die Befürchtung, es möchte in der That die Pest sein, und man teilte uns mit, daß sie infolgedessen beschlossen hätten, alle Gefangnen Grenobles frei zu lassen.

Ich habe sechs Monate an diesem Orte zugebracht, ohne daß man uns einmal hinausgehen ließ, es sei denn, daß wir zum Verhör vor den Richter gestellt wurden. Es war ein ganzer langer Winter, während dessen wir einer ungeheuern Kälte ausgesetzt waren. Infolgedessen befiel mich ein so außergewöhnlicher Husten, daß er mir fast Tag und Nacht keine Ruhe ließ und bis heute mich nicht verlassen hat. Aber von jenem Ausschlag wurde ich nicht befallen.

Mein zweites Verhör fand vor einem Gerichtshofe von etwa fünfzehn Räten statt. Nachdem man mich auf das Sünderstühlchen hatte setzen lassen, begann der erste Herr Präsident das Verhör, indem er fragte: Welcher Religion gehören Sie an? Ich antwortete: Ich gehöre zu der Religion, die unser Herr seine Apostel gelehrt hat. Und wie nennen Sie die? fuhr er fort. Sie heißt heute die reformirte Religion, erwiderte ich, das heißt, sie ist das wahre und reine Christentum. Er richtete noch mehrere andre Fragen an mich, die jedoch meinem Gedächtnisse entschwunden sind; aber Einer Frage erinnere ich mich noch: ob ich den Glauben nicht wechseln wolle, und wo ich so lange gewohnt hätte, ohne zu wechseln? Er erwarte, daß in einem Jahre das ganze Königreich bekehrt sein werde. Mein Herr, erwiderte ich, wenn Sie sagen, ich solle meine Religion wechseln, so erkläre ich, daß dies nicht mein Wille ist, und ich hoffe mit Gottes Hilfe es nie zu thun. Ich füge noch hinzu, daß ich immer verborgen gewohnt habe, bald in der Stadt, bald auf dem Lande, seitdem ich der reformirten Religion angehöre. Er fragte weiter: Und weshalb haben Sie sich verborgen? Ich antwortete: Um nicht gezwungen zu werden, zur Messe zu gehen. Sie sagen, mein Herr, daß das ganze Königreich die Religion gewechselt habe; das können Sie doch nicht glauben nach der Erfahrung, die Sie täglich machen. Es ist wahr, daß alle meine Religionsgenossen gezwungen worden sind, zu Ihrer Religion überzutreten; aber wenn sie es aus wirklicher Ueberzeugung gethan hätten, so würden sie nicht Alles aufbieten, um wieder davon loszukommen, wie es täglich geschieht.

Sie hatten mir nichts weiter zu sagen; und da sie bei mir doch nichts ausrichteten, so verdammten sie mich zum Rasirtwerden und lebenslänglichem Gefängnis; sie schickten mich dann in derselben Weise in das Gefängnis zurück, wie sie mich herausgeführt hatten. Dort erwarteten mich meine teuern Leidensgefährten mit Ungeduld, indem sie Gott infolge meines ihnen ausgesprochnen Wunsches inbrünstig baten, daß er mir Gnade gebe, meinen Richtern, Ihm zur Ehre und mir zum Heile, zu antworten. Nicht nur, daß dieser große Gott mir das Leben geschenkt hat, er hat mir auch viel Güte erwiesen, durch seine stetige Fürsorge meinen Geist behütet und mir in jeder Lage Worte in den Mund gegeben, die meine Richter nicht zu widerlegen vermochten. Ich erzählte ihnen Alles, was geschehen war, und sie nahmen alle großen Anteil an meiner Freude im Geiste.

Wir dankten Gott so oft als möglich mit Gebet und Psalmen, wobei wir häufig durch Geistliche jedweden Ordens, die uns bedrängten, unterbrochen wurden. Nachdem die Verfolger unsre Kirche bis auf die kläglichen Ueberreste des Gemäuers niedergerissen hatten, hörten sie das Lob Gottes in den Gefängnissen wiederklingen. Da die Fortsetzung solcher heiligen Uebungen ihnen nicht angenehm war, so schickten sie den Pförtner, der uns mehrmals und unter Drohungen den Gesang der Psalmen verbot. Worauf wir ihnen zur Antwort gaben, daß wir die Wahrheit nicht verschweigen könnten, sondern für sie zeugen müßten, und wenn wir schwiegen, würden die Steine reden.

Ich wurde von neuem zum Verhör vor meine Richter gerufen, die an mich dieselben Zumutungen stellten. Ich antwortete, daß ich durchaus bei meinen ersten Aussagen beharren und unter keiner Bedingung meinen Glauben abschwören würde. Sie erwiderten: Wohlan denn, wenn Sie dabei beharren, so werden Sie zu La Rapine geschickt werden. Nach dieser Drohung machten sie mir mehrere Versprechungen, damit ich mich dieser Strafe nicht unterzöge. Meine Herren, es ist Alles vergeblich, weder durch Versprechungen noch durch Drohungen werden Sie bei uns etwas ausrichten, erwiderte ich ihnen; und wenn Sie mir ein höheres Gut als das Paradies versprächen und mit einer furchtbareren Strafe mir drohten, als mit der Hölle.

Bald darauf wurde ich zu La Rapine*) gebracht mit sechs Männern und einundzwanzig Frauen und Mädchen, meinen treuen Genossinnen, von denen eine Anzahl ebenso wie ich zum Abrasiren des Haupthaares und zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt waren. Mehrere waren mitten im Winter rasirt worden, was ihnen viel Uebel bereitete, ich dagegen nicht zu dieser Zeit. Ich hatte hinlänglich Gelegenheit, immer mehr zu erkennen, daß unsre Feinde nicht Macht hatten ein Haar auf unserm Haupte zu krümmen, ohne die Erlaubnis Gottes, der meinen Feinden die Hände band und bewirkte, daß sie unter all den Andern, die rasirt wurden, mich vergaßen. Nicht etwa, als ob diese vortrefflichen Personen mehr als ich verdient hätten oder in den Augen unsrer Feinde schuldiger gewesen wären, nein, sondern weil Gott mich trug in meiner großen Schwachheit.

Als man uns aus dem Gefängnisse entließ, wartete unser eine große Menge Volkes aus der Stadt, um uns abreisen zu sehen und uns zu Schiffe zu begleiten. Wir sangen den 80. Psalm: Du Hirte Israels, merke auf! der du gleich Schafen Joseph leitest, komm strahlend hervor!

Das war unser Hauptgespräch auf der ganzen Reise: wir suchten uns zu trösten und zu stärken durch das Wort Gottes. Unsre Häscher unterbrachen uns sehr oft, indem sie in uns drangen, den Glauben zu wechseln und sprachen: Das würde viel heilsamer für Sie sein als die Aussicht, in die Hände von Herrn La Rapine zu fallen, er wird Sie zum Glaubenswechsel zwingen, oder wollen Sie nicht, so wird er sie krumm und lahm schlagen lassen. Endlich malten sie uns alle möglichen Schreckbilder vor die Augen. Es befanden sich auch einige Herren auf dem Schiffe, die ebenso sprachen und dadurch den größten Teil unsrer Gesellschaft einschüchterten, obgleich Alle beim Besteigen des Schiffes mit unvergleichlichem Eifer feierlichst versichert hatten, daß sie nie ihrem Glauben untreu werden würden. Der Anblick dieser so unerwarteten Ermattung zerriß mir das Herz wie auch denen, die fest blieben. Wir ermahnten uns deshalb noch unablässiger untereinander zur Standhaftigkeit.

Es befand sich unter uns ein Gefangner, der ein Neues Testament hatte, wie es die Papisten den sogenannten Neubekehrten gaben. Durch dieses Testament wies ich ihnen nach, daß ihre Schriftgelehrten das Wort Gottes gefälscht hätten und infolgedessen ihre Religion nicht gut sei; ich wies auf den Brief an die Hebräer Kapitel 11 hin, wo es von Jakob heiße: Durch den Glauben segnete Jakob, da er starb, beide Söhne Josephs und betete auf seines Stabes Spitze hin (V. 21). Anstatt dessen haben sie gesetzt: „er betete seines Stabes Spitze an" und wollen damit die Anbetung der Kreuze, der Reliquien und die religiöse Verehrung der Bilder begründen. Man möge sich nur nicht einbilden, sagte ich zu ihnen, daß Jakob die Spitze seines Stabes angebetet habe, sondern er habe sich nur auf seinen Stab gestützt, als er im Alter matt und schwach geworden war. Er habe nur

*) Vgl. La Rapine, ein Werkzeug des religiösen Fanatismus aus der Zeit Ludwigs XIV. Jahrgang 1892, Nr. 37 d. Bl.

den Gott seiner Väter angebetet und den Engel, der ihn aus allem Uebel befreit habe, das heißt den ewigen Sohn Gottes, wie man in dem ersten Buche Mose 48 lesen könne. Sie haben auch im zweiten Briefe des heiligen Petrus Kapitel 1, 15 folgende Worte geändert: Ich will aber Fleiß thun, daß ihr allenthalben habet nach meinem Abschiede solches im Gedächtnis zu halten. In ihrem Testamente heißt es aber wörtlich: Ich will aber Fleiß thun nach meinem Abschiede — als ob der heilige Petrus den Gläubigen verspräche, für sie nach seinem Tode Fürsprecher bei Gott sein zu wollen. Aus jener Stelle ersieht man aber im Gegenteile ganz deutlich, daß er von dem redet, wofür er während seines Lebens möglichst sorgen wolle im Angesicht des Todes, welcher den Verkehr zwischen ihnen abbrechen und ihn verhindern werde noch seines Amtes zu walten und sie an all diese Dinge zu erinnern; indem ihr nämlich, sagt er, eben diesen Brief, den ich bei meinen Lebzeiten an euch richte, wieder leset, damit ihr euch nach meinem Tode alles dessen erinnert. Denn durch die von Gott eingegebnen heiligen Schriften unterrichten die Propheten und Apostel uns noch nach ihrem Tode. Sehen Sie, meine Herren, so sprach ich zu ihnen, wie man in Ihrer Kirche die heilige Schrift an diesen Stellen gefälscht hat und an allen andern, wo es vorteilhaft erschien, ganz gegen das ausdrückliche Verbot und Gesetz Gottes. — Sie wußten mir hierauf nichts zu erwidern. Das prägte sich meinem Herzen so tief ein, daß kein Tag verging, wo ich nicht eingehende Betrachtungen angestellt und diese große Wahrheit erwogen hätte, welche Gott seiner Kirche verkündigt hat, wodurch ich mich wunderbar getröstet fühlte; denn

Er offenbaret sein Wort an Jakob,
Seine Satzungen und Rechte an Israel.
Keinem Volke hat er also gethan:
Und seine Rechte, die kennen sie nicht. (Ps. 147)

Ich dachte über das Ende dieser Unglücklichen nach, die den wahren Sinn des Wortes Gottes fälschen. Ich sprach zu mir selbst:

Ja, auf das Schlüpfrige setzest Du sie,
Stürzest sie hin zu Trümmern.
Wie sind sie so plötzlich zu nichte geworden,
Hingeschwunden, in tiefe Abgründe gestürzt. (Ps. 73)

P. Hille

Sir George Tressady

von Mrs. Humphry Ward

1

Wenn ich es heute versuche, über den neusten Roman der Mrs. Ward zu berichten, so bin ich mir wohl bewußt, daß es unmöglich ist, diesem interessanten und vielseitigen Buch im Rahmen einer kurzen Besprechung auch nur annähernd gerecht zu werden. Schon rein als Kunstwerk betrachtet ist es beachtenswert und scheint einen neuen Fortschritt der Verfasserin zu bedeuten. Die feine Lebens- und Menschenkenntnis, die uns in den Charakterschilderungen entgegentritt, und die dramatische Lebendigkeit, mit der Mrs. Ward das Denken und die Entwicklung einzelner Menschen zu schildern weiß, machen die Lektüre genußreich. Wir sehen lebendige Menschen vor uns; fast ist uns, als wären wir Einem oder dem Andern schon begegnet, so typisch ist jede der Gestalten für eine bestimmte Art sich zu geben und zu sein! Und doch nichts Schablonenhaftes, Konventionelles! Es sind Charaktere, Persönlichkeiten, die wir kennen lernen. Dabei ist mir die große Milde aufgefallen, die das Ganze beherrscht. Nicht mit Worten, aber zwischen den Zeilen lesen wir die Entschuldigung für Fehler und Unrecht, hören wir die Aufforderung: Dringt in das Leben des Einzelnen ein, versucht ihn zu „enträtseln," und ihr werdet urteilen, aber nicht **verurteilen**. Wir hören in seinem besten Sinne das viel mißbrauchte Wort ausgelegt: Tout comprendre, c'est tout pardonner.

Auf Einzelheiten einzugehen würde zu weit führen. Ich möchte daher heute hauptsächlich die Seite des Buches herausgreifen, die uns hier wohl am meisten interessirt, und Einiges über die Partien sagen, in denen sich Mrs. Ward mit Sozialpolitik beschäftigt.

Es ist seinerzeit behauptet worden, schon in „Marcella" habe die Verfasserin ihre Ansicht über die soziale Frage ausgesprochen. Sie soll der Meinung sein, daß es ein Ding der Unmöglichkeit ist, die untern Stände sittlich zu heben. Nur eine geringe Besserung ihrer äußern Lage sei vielleicht denkbar. Ich habe sie nicht so verstanden. Wenn diese Auffassung richtig war, so hat sie jedenfalls ihren Standpunkt verändert. Mir schien jedoch der Schwerpunkt des Buches gar nicht auf der sozialen Frage als solcher zu liegen. Es sollte meinem Gefühl nach nur der Einfluß geschildert werden, den diese Probleme, unter deren Druck wir heute doch mehr oder weniger alle stehen, auf ein junges, warm, ja leidenschaftlich empfindendes Mädchen machen müssen, das noch unreif, mit dem ganzen Selbständigkeitsdrang unsrer Zeit, zu helfen sucht, ohne mit den notwendigen Kenntnissen und der notwendigen Selbstzucht ausgerüstet zu sein, und sich dabei blindlings auf die Seite der Gedrückten stellt. Die Gefahr, der immer wieder zu unterliegen die Schwäche und vielleicht zugleich die Stärke unsrer Frauennatur ist, daß wir unser subjektives Empfinden über eine ruhige, objektive Anschauungsweise Herr werden lassen, wird uns höchst lebendig vor Augen geführt. Wir sind so leicht geneigt, ein von persönlichem Empfinden beeinflußtes Urteil für das auch für Andre maßgebende zu halten!

Meines Erachtens also wollte Mrs. Ward in jenem frühern Roman zum Nachdenken über die Stellung der Frauen und Mädchen als Helferinnen bei sozialer Arbeit anregen. In ihrem neuen Buche redet sie von einer andern Seite des vielgestaltigen Dinges, das wir die soziale Frage nennen.

2

Es ist das schwierige Problem der Heimarbeit, um das es sich handelt. Das Für und Wider eines Verbotes wird immer wieder erwogen, und wenn Mrs. Wards Meinung auch nicht zweifelhaft bleiben kann, so weiß sie doch auch den entgegengesetzten Standpunkt gerecht und ohne Voreingenommenheit zu beurteilen und seine Gründe zur Geltung zu bringen. Sie selbst, scheint mir, hält es für Pflicht des Staates, hier einzugreifen, und glaubt, daß es bei treuer und opferfreudiger Mithilfe der besitzenden Klassen gelingen muß, das Elend der Heimarbeiter zu heben.

Im Vordergrund der Handlung steht neben Sir George Tressady Marcella. Sie steht ihrem Gatten als Helferin bei schweren Aufgaben treu und unermüdet zur Seite. Ihr Charakter ist in den Jahren ihrer glücklichen Ehe klarer und reifer geworden.

Das Ministerium, dem Lord Maxwell angehört, hat dem Parlament einen Gesetzentwurf über Hausindustrie vorgelegt. Der Lord selbst ist der Urheber des Gesetzes und hat es zu vertreten. Sein ganzes Streben, sein heißester Wunsch ist, es durchzubringen. Eine Hauptbestimmung des Gesetzes verbietet für einzelne Gewerbe, so für Wäsche-, Herrenkleider- und Mantelkonfektion, wie für das Fertigstellen von Schuhen unbedingt jede Heimarbeit. Die genannten Gewerbe sollen in Werkstätten verbannt werden. Weiter wird ein Normalarbeitstag von $10^1/_2$ Stunden vorgeschrieben, und es werden, da es noch an ausführenden Organen fehlt, die Hausbesitzer dafür verantwortlich gemacht, wenn nach einer bestimmten Frist in den ihnen gehörigen Gebäuden Uebertretungen vorkommen. Das Gesetz soll nur versuchsweise für das Ostende Londons eingeführt werden.

Der Regierung zur Seite steht eine starke Partei, deren guter Genius Marcella ist. Während Lord Maxwell seinen Amtsgeschäften nachgeht, schart sich um sie ein Kreis bedeutender Menschen. Sie möchte diesen die Dolmetscherin der Ansichten ihres Gatten sein; denn sie sieht nur mit seinen Augen, denkt seine Gedanken. Daneben bewahrt sie sich jedoch eine große Selbständigkeit. Sie kennt die Verhältnisse, um die es sich handelt, aus eigner Anschauung, verbringt einen großen Teil ihrer Zeit im Ostende Londons unter den Leuten, die von den Bestimmungen des Gesetzes zuerst betroffen werden, und scheut keine Mühe, um sich ein klares Bild ihrer Lage zu verschaffen. In der Liebe zu Mann und Kind tief beglückt, fühlt sie den Gedanken an jene jammervollen Existenzen fast wie einen Vorwurf.

Darum verficht sie überall, in den Salons der Reichen wie unter ihren unzähligen Freunden unter den Armen, unermüdlich die Sache ihres Mannes. Hierdurch, aber doch auch durch ihr eignes harmonisches, sich selbst vergessendes Wesen, und nicht zuletzt durch ihre Schönheit, gewinnt sie einen großen Einfluß, der von der Gegenpartei zwar mit grimmiger, höhnischer Verachtung beobachtet, dabei aber doch sehr hoch angeschlagen und gefürchtet wird.

Zu der anfangs kleinen, dann mehr und mehr wachsenden Gruppe leidenschaftlicher Gegner des Gesetzes gehört Sir George Tressady. Doch ist er, fast möchte ich sagen unversehens, auf diese Seite geraten. Der Führer der Partei ist Lord Fontenoy, ein Mann, der früher in den Sportkreisen seiner Universität und darüber hinaus einen Namen hatte. Nun hat er allen Sport hinter sich geworfen und sich mit der rücksichtslosen Energie, die er einst körperlichen Uebungen zuwandte, und mit einer Opferfähigkeit, die Bewunderung erregt, der Politik hingegeben. Um seiner Ueberzeugung willen versagt er sich Ruhe und Vergnügen und setzt alles daran, seiner Sache zum Sieg zu verhelfen. Lord Fontenoy nun hat nicht nur durch Andre von Tressadys Fähigkeiten gehört, er hat sich auch selbst beim Lesen verschiedner Zeitungsartikel, die dieser aus Indien geschrieben, einen Begriff davon gebildet und fordert ihn daraufhin auf, zurückzukehren und bei einer Nachwahl für das Parlament zu kandidiren. Tressady blickt auf eine liebeleere Jugend zurück, ist in schwierigen Verhältnissen aufgewachsen und hat sich nach dem Tode seines Vaters, um seiner affektirten und thörichten Mutter aus dem Wege zu gehen, jahrelang in Asien herumgetrieben. Dort hat er speziell die Verhältnisse Britisch-Indiens studirt. Schon ehe er Lord Fontenoys Aufforderung erhalten hat, denkt er an Heimkehr. Nachdem er ins Parlament gewählt ist, arbeitet er sich rasch in das Programm seiner Partei ein, die den Kampf gegen jenes Verbot der Heimarbeit mit aller Leidenschaft aufnimmt. Das Gesetz sei ein Eingriff in die Rechte und die Freiheit des Arbeitgebers wie des Arbeiters, argumentirt Lord Fontenoy und mit ihm George Tressady. Wie könne man einer Frau, auf deren Verdienst Kinder und vielleicht ein kranker Mann angewiesen seien, verbieten, Arbeit mit nach Hause zu nehmen, wo sie unentbehrlich ist? Und wenn sie sich zu Tode näht, was geht das den Staat an? Der hat nur für die Freiheit seiner Unterthanen zu sorgen! Es ist der freie Wille jener Frau, über ihre Kraft zu schaffen; wenn sie so thöricht ist, wer darf ihrs wehren? Ja es wäre geradezu grausam, es zu thun! — Nebenher verficht die Partei die Rechte der Geburt, des Besitzes, der Kirche und alter Erfahrung und möchte das Unheil, das ihrer Ansicht nach bereits durch frühere Gesetze auf sozialem Gebiet angerichtet worden ist, durch ihre Aufhebung wieder gut machen.

Tressady folgt gern einem Führer, den er hochstellt. Er macht sich nicht nur dessen Anschauungen zu eigen, sondern arbeitet sich, geistig bedeutender und beweglicher als dieser, fast besser ein, sodaß die Partei große Hoffnungen auf ihn setzt. Im Grunde jedoch steht er der Sache kühl gegenüber, wie er überhaupt etwas darin sucht, das Leben kühl zu nehmen. Alles, was an Begeisterung grenzt, jedes lebhaftere Gefühl, das die Tiefen des Herzens berühren könnte, scheut er förmlich. Nur auf einem Gebiet zeigt sich auch bei ihm ein wärmeres Empfinden. Für die Thaten einzelner englischer Helden in den Kolonien, für Englands Kolonialpolitik kann er sich begeistern.

Wenn Sie von Indien, von Leuten wie Lord Dalhousie oder Lawrence reden, sagt ihm Marcella, dann sieht man, was Sie wirklich bewundern, was Sie bewegt, was Sie fühlen läßt.

Und soll ich nichts fühlen? Soll es keine Dankbarkeit für die Leute geben, die das Vaterland gebaut haben? . . .

Die das Vaterland gebaut haben? wiederholte sie dann langsam. Natürlich redet auch dieses Haus Ihnen davon. Berühmte Leute haben hier gelebt — Leute, die der Geschichte angehören! Für mich wird das Vaterland in der Stille gebaut, für uns unsichtbar — dort in den Dachkammern — in den Werkstätten — in den Kohlengruben. Von den Leuten, die in jedem Augenblick dahinsterben — vergessen — zu Haufen gekehrt, wie die Blätter im Herbst. Ihr Leben ist nichts weiter als der Boden, auf dem die Generation, die nach ihnen kommt, Fuß fassen soll.

Anfangs, als Tressady Marcella kennen lernt, fühlt er sich

von der „politischen Frau“ abgestoßen und kann einer gewissen Antipathie nicht Herr werden, während sie sich sehr bald zu ihm hingezogen fühlt und zu der Ueberzeugung gelangt, daß er „sehr klug, sehr beschränkt und aus einem Haufen von Vorurteilen zusammengesetzt sei; daß er von Allem etwas wisse, nur von der Sache nicht, die er bekämpfen will.“ Sie ahnt die edeln Eigenschaften, die unter der Decke der kühlen, gleichgiltigen Lebensauffassung schlummern, die er so geflissentlich zur Schau trägt, und faßt den Entschluß, das Ihre zu thun, um ihn „sehen — empfinden zu lehren.“ Da lag für sie die ganze Schwierigkeit: mangelnde Anschauung, mangelnde Vorstellung der Wirklichkeit.

Sollten Männer in solchen Dingen die Entscheidung treffen, die gar keinen Begriff davon haben, wie die Armut, das Elend lebt; keine Ahnung, wie die große Tragödie der Arbeit sich in unsrer Mitte abspielt; die keine Auflehnung gegen Lebensbedingungen kennen, unter denen Andre leiden, und denen sie selbst den Tod tausendmal vorziehen würden.

Die Gespräche zwischen George Tressady und Marcella gehören zu dem Schönsten, was das Buch enthält. Noch ein paar Proben, die zugleich Mrs. Wards Gedankengang klar legen werden, mögen hier folgen.

Und Sie meinen, das sei entscheidend, daß sich dies elende Dasein darum reißt, verkrüppelt — aufgebraucht zu werden? Und doch schritt die englische Gesetzgebung immer wieder ein, um es zu verhindern, und immer wieder ist man ihr dafür dankbar gewesen.

Es fragt sich natürlich nur, wie man die Sache schätzt, sagte George Tressady. Sollen ein paar thörichte Leute sich töten dürfen — oder Tausende die Freiheit verlieren? . . . . Solange die Menschen nicht Sklaven des Gesetzes sind, fuhr er hartnäckig fort, ist immer die Möglichkeit der Freiheit vorhanden. Jedenfalls stehen **wir** für die Freiheit ein — als Selbstzweck, nicht als Mittel zum Zweck. Es ist nicht Sache des Staats, die Menschen glücklich zu machen — wenigstens nach unsrer Ansicht; aber es ist Sache des Staats, ihnen die Freiheit zu erhalten.

Und wieder:

Wir sagen nur zu den einzelnen Opfern: Euer Opfer, so wie ihr es bringt, ist zu teuer, sagte Marcella. Der Staat kann es in seinem eignen Interesse nicht länger verlangen oder auch nur dulden. Wir wollen euch dazu verhelfen, der Allgemeinheit auf eine Art zu dienen, die weniger erschöpfend, weniger verwundend ist.

Und euch als ersten Schritt hierzu gemütlich ins Armenhaus verbannen. Vergessen Sie nicht, das hinzuzufügen, sagte George.

Dann weiterhin:

Warum zwingen Sie mich, meine Phantastereien zu erklären? Ich meine die natürliche dämonische Kraft der Dinge selbst, die sie zusammen und im Gang erhält, die nicht aus uns selbst kommt, nichts mit uns gemein hat und sich nicht um uns kümmert.

Seine Stimme nahm während dieser kleinen Rede plötzlich einen energischen Klang an.

Ah, sagte Marcella, wenn man das glauben müßte, so könnte ich wohl verstehen — und doch: wenn sich die Kraft, die hinter den Dingen liegt, nicht um uns kümmert, so würde ich das erst recht für eine Aufforderung ansehen, uns mehr um einander zu kümmern! Darf ich ein paar Fragen an Sie richten? Wissen Sie persönlich etwas von den Londoner Armen? Ich meine, haben Sie wirklich Freunde darunter, deren Leben Sie kennen?

Nun, ich bin zugegen, wenn Fontenoy Deputationen von all jenen Schneiderinnen, Hemdennäherinnen und Pelzarbeiterinnen empfängt, die Sie in Ordnung bringen möchten. Die gequälte Wittwe stürmt ohne Ende an uns vorüber und fleht, man möge sie in Ruhe lassen.

Marcella stieß einen heiter spöttischen Laut aus.

Ach, Sie halten das für nichts, fuhr George empört fort. Ich schwöre, ich könnte jeden Typus der Witwen Londons, der nur zu finden ist, abmalen — ich kenne sie genau!

Sie schüttelte den Kopf: So gebe ich London preis. Aber der Norden? Sie sind Bergwerksbesitzer? Kennen Sie Ihre Bergleute?

Ja, und ich hasse sie, sagte George kurz. Eigensinnige Kerle! Sie werden nächstens in den Streik eintreten, und ich werde solange um mein rechtmäßiges Einkommen betrogen, bis es diesen Herren gefällt, nachzugeben. Bemitleiden Sie bitte **mich**, und nicht jene!

Das thue ich auch, sagte sie lebhaft, wenn Sie die Menschen hassen, von deren Arbeit Sie leben!

Sie schwiegen. Dann plötzlich sagte George in anderm Ton: Und doch! Manchmal ringts das Gesindel einem ab — Ihr Mitleid. So sah ich letzthin eine Mutter . . . .

Später:

Ich denke immer, daß Sie vom Gesetz Etwas verlangen, das das Gesetz niemals thun kann. Aber vielleicht weiß ich jetzt das richtiger zu schätzen, was Sie dazu veranlaßt hat. Es scheint mir heute schwer, der Sache, wie sie von Ihnen verfochten wird, ein einfaches Non possumus entgegenzusetzen. Man möchte wohl die-

Maschine einmal stille stehen lassen und es zu Ende denken. So viel gebe ich zu! . . . .

Und endlich noch eine Stelle:

Hoffnung! sagte er gedrückt, mit raschem Achselzucken. Dann in einem andern Ton: So ist das also auch Ihr Rat für mich — diese Sache ernsthaft zu nehmen — mich selbst ernsthaft zu nehmen, es zu Ende zu denken?

Ja ja, sagte sie eifrig, spielen Sie nicht damit, mit Ihrem Denken und Thun, bis es zu spät ist, überhaupt Etwas zu denken oder zu thun.

Das Gesagte wird genügen, um dem Leser einen Begriff von Mrs. Wards Gedankengang zu geben. Es wird ihm nicht entgangen sein, wie anders, wie viel weniger sicher Tressadys Aeußerungen zuletzt klingen. Unmerklich ist die Veränderung vor sich gegangen. Es ist Marcella gelungen, das schlummernde Gefühl in ihm zu wecken; aber damit auch jenen Hunger und Durst nach Sympathie und Verständnis, die nur eine edle, harmonische Frauennatur, wie sie es ist, zu geben weiß. In seiner Ehe mit einer oberflächlichen, launischen Frau hat er anfangs nichts vermißt. Aber als er sieht, wie Marcella in der Liebe zu Gatten und Sohn aufgeht und darin ihr Glück findet, kommt ihm mehr und mehr zum Bewußtsein, was ihm fehlt. Und er flüchtet zwar nicht mit der That, aber mit all seinen Gedanken zu ihr. Sie ist sein Ideal, sein guter Genius; das Leben ohne die Möglichkeit, sie zu sehen, ihm undenkbar — ihr einen Wunsch zu erfüllen, einen Dienst zu thun, sein ganzes Streben. So spricht und stimmt er bei der entscheidenden Parlamentssitzung für das von seiner Partei und ursprünglich auch von ihm selbst so leidenschaftlich bekämpfte Gesetz. Durch ihn wird eine Reihe schwankender Stimmen herübergezogen, und die der Niederlage nahe Regierung gewinnt wider Erwarten den Sieg. Tressady hat keinen Hehl daraus gemacht, daß er schwanke, hat die Sache offen und ehrlich mit Lord Fontenoy besprochen und hat auch seinen Wählern gegenüber Gründe genug, um seinen Abfall zu rechtfertigen. Sich selbst aber kann er nicht verbergen, was den Ausschlag gegeben hat, und daß es ohne seine Liebe zu Marcella nie so weit gekommen wäre. Und damit ist ihm und ihr die Freude an dem Sieg vergällt. Wie Schuppen fällt es ihr von den Augen. In all jenen Wochen heißen Kampfes hat sie nur in dem Gedanken an ihren Mann und an jene Elenden, denen sie beide helfen möchten, gelebt und gewebt: von dem, was in Tressadys Seele vorging, ist ihr keine Ahnung gekommen. Als er sie aber am Morgen nach der Entscheidung aufsucht, verliert er die Fassung, und was sie seit dem vorhergehenden Abend gefürchtet hat, wird ihr vollends zur Gewißheit. Da ist ihr erster Gedanke der, wie unglücklich sie, die glückliche Frau, Lady Tressady gemacht hat. Fortan strebt sie im Verein mit ihrem Gatten nur darnach, das unbewußt angerichtete Unheil gut zu machen. Denn Marcella verhehlt Lord Maxwell Nichts und thut keinen Schritt ohne seine Einwilligung. Die Welt wittert schon längst ein ergiebiges Thema für endlosen Klatsch, und man hat Lady Tressady eine boshafte Version des Geschehenen zugetragen, noch ehe Marcella selbst zu ihr kommt. Die Szene, in der sich diese vor der wütend eifersüchtigen Frau, der jede Selbstsucht fehlt, bis in den Staub demütigt und eben durch jene Demut den Sieg behält, gehört zu den ergreifendsten Stellen des Buches.

Politik und Parlamentsverhandlungen spielen eine große Rolle, doch braucht sich der deutsche Leser, dem die diesbezüglichen englischen Verhältnisse fremd sind, hiervon nicht abschrecken zu lassen. Einige Feinheiten werden ihm vielleicht entgehen, Wesentliches nicht. Auch hier bewährt sich Mrs. Wards Kunst der Schilderung. Wir fühlen die schwüle Stimmung, die leidenschaftliche Erregtheit entscheidender Momente mit den Beteiligten und atmen mit ihnen auf, als der Würfel gefallen ist.

3

Wenn ich in Vorstehendem hauptsächlich auf eine Seite des schönen Buches einging, so soll doch damit keineswegs gesagt sein, daß es nicht auch abgesehen von alledem des Fesselnden und Anregenden genug böte. Die Nebenpersonen sind mit derselben Liebe gezeichnet, wie Sir George und Marcella. Feine Beobachtung und tiefe Menschenkenntnis findet man in

tausend scheinbar nebensächlichen Zügen. Wenn z. B. Lord Fontenoy mit grimmiger Verachtung auf Marcellas politischen Einfluß herabsieht, und dabei doch selbst von all seinem Denken einer edlen Frau Rechenschaft ablegt, die ihn in jeder Beziehung erst zu dem gemacht hat, was er ist, und wenn sie durch ihn wieder seine ganze Partei beeinflußt — ist das nicht ein feinironischer und doch unendlich lebenswahrer Zug?

Mrs. Ward hat überhaupt einen hohen Begriff von dem Einfluß, den hochgebildete, warmherzige und selbstlose Frauen auf Leben und Politik üben können, auch ohne aktives und passives Wahlrecht! Sie würde sich wohl in diesem Punkt des lebhaften Widerspruchs unsrer Frauenrechtlerinnen und ihrer Gesinnungsgenossen zu erfreuen haben. Als ob es etwas Herabwürdigendes wäre, die Möglichkeit solch stillen unmerkbaren Einflusses zuzugeben! Als ob nicht vielmehr darin ein Ansporn läge, sich dessen in würdiger Weise zu bedienen, als einer Gabe, die dazu bestimmt ist, Andre zu beglücken, ihnen und uns zum Segen zu werden!

Marcella erleidet, als sie in öffentlicher Versammlung zu reden versucht, eine Niederlage. Ihr Leben an der Seite eines Mannes, dessen Gefährtin sie in Wahrheit ist, wirkt segensreich auch in die Ferne. Ich möchte es dem Steine vergleichen, der ins Wasser geworfen selbst dem Auge entschwindet; aber lange noch zieht, in immer weitern Kreisen, die Bewegung fort, die er hervorgerufen hat.

Mrs. Wards Buch wird, das bezweifle ich nicht, jedem Leser etwas bieten, was gerade ihn anspricht. Man wird es nicht ohne den Wunsch aus der Hand legen, wir hätten mehr solcher Bücher; so gerecht und milde im Urteil, so frei von Einseitigkeit und Unduldsamkeit. Unsre sozialen Romane lassen in dieser Beziehung viel zu wünschen übrig. Voreingenommne Schilderungen, schiefe Urteile über Menschen und Verhältnisse aber werden den Zweck nie erfüllen, auch gleichgiltigen, ja ablehnenden Lesern Interesse für die gute Sache abzugewinnen. Und darauf hoffen doch alle, die solche Bücher schreiben.

Helene von Dungern

Die schwierige Lage und Aufgabe des Evangelischen Bundes

1. Ein Gedicht Beyschlags

Indem ich mich anschickte, aus Anlaß der Aktenveröffentlichung des Handels Evangelischer Bund contra von Bülow über die schwierige Lage und Aufgabe des Evangelischen Bundes in unsern Tagen einige Worte niederzuschreiben, fiel mir das nachfolgende Gedicht Beyschlags in die Hände. Ich weiß keinen bessern Eingang zu dem, was ich sagen möchte, als diese rührenden und ergreifenden Verse des greisen Vorkämpfers gegen Rom. Es ist überschrieben: Gardasee. 18. März 1898.

Einmal grüß ich dich noch, eh mir die Sonne sinkt,
Purpurn blauender See, der du mit Meeresschall
Längs schneehäuptiger Berge
Stolz hinwallst im Olivenkranz!

Hier im schöneren Land, milderer Lüfte Reich
Trank mein sterbendes Weib letzten Erquickungstrunk,
Und frohlockte das süße
Bald entflohene Enkelkind.

Einsam sitz ich am Strand, träum ins unendliche
Wellenlächeln hinaus, das mir die Seele stillt,
Auszudauern im Kampfe,
Den mein Gott mir verordnet hat.

Wie nach festem Gesetz jetzt der italische
Mittagswind ans Gestad rollende Wogen treibt!
Doch am Abende siegreich
Weht germanische Bergesluft.

So im Wechselgeschick durch die Jahrhunderte
Wogt unbändiger Kampf zwischen Italiens
Und Germaniens Geistern,
Und noch ruhet er heute nicht.

Dort einst zog es hinab, reisiges deutsches Volk,
Zucht zu halten im Land wüster Gewalt und List,
Und die Krone dem Kaiser
Heimzuholen vom alten Rom.

Dort auch zog er dahin, jener Unselige,
Der ins Büßergewand hüllend die Kaiserbrust
In Kanossa dem stolzen
Priesterkönig die Kniee bog.

Da verhüllte das Haupt droben im Himmelszelt
Deutschlands Engel, und einschlich sich der böse Feind,
Wahn zu säen und Zwietracht,
Daß da herrsche der Kirche Fürst.

Bis ein Stärkerer kam, dem noch im Mönchsgewand
Frei durch Gottes Gewähr schlug das erlöste Herz;
Und die Stricke zerriß er,
Die uns römischer Trug gedreht.

Nun uns Wahrheit umglänzt, blank uns das Geistesschwert
Ruht in sicherer Hand — wehe, was machet ihr,
Deutschlands mächtige Hüter,
Daß ihr neu nach Kanossa geht?

Einheitsfreudigem Volk thut ihr den Zwiespalt an?
Ueber Kaiser und Reich setzt ihr den fremden Herrn?
Zieht ihm selber die Furchen
Männermordender Drachensaat!

Nimm mich, Vater, hinweg, ehe das Unheil kommt;
Laß in Frieden mich ruhn, wo du die Liebsten birgst:
Ach, vergebens erschöpft ich
Meine Stimme im Warnungsruf! —

Nur, dem jungen Geschlecht, dem du zu treuer Hut
Deine Gnaden befahlst, deren es blöd vergißt,
Nimm, o nimm ihm die Binde
Vom verhaltenen Auge weg!

Ich weiß nicht, ob ich mich noch zu dem jungen Geschlecht rechnen darf. Aber ich möchte doch gern dem ehrwürdigen Manne auf seine Klage Rede stehn. Für heute sollen die Leser seine Verse ohne weiteres Geleitwort in ihrem Herzen wiederklingen lassen. R

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der „Christlichen Welt"

Versammlungen

Frankfurt a. M.: 2. Mai 1898, 4 bis 6 Uhr nachmittags, Rosenau, Reuterweg 8: „Das Christentum und die historische Kritik" (Försters Schrift, dritter Teil).

Magdeburg: Vierteljahrs-Versammlung, 11. Mai 1898, 3 Uhr nachmittags, Wuthes Hofbräu (Hasselbachstraße 1): „Die Not der Theologie" (Bernoulli). Man beachte den wegen Behinderung des Referenten am 4. Mai veränderten Tag.

Die Freunde und Leser der „Christlichen Welt"

werden gebeten, das Interesse des Blattes auch durch

Beachtung des Inseratenteils

zu fördern, indem sie
einerseits die hier inserirenden Firmen berücksichtigen unter steter Bezugnahme auf deren Anzeige in der „Christlichen Welt,"
andererseits sich dieser selbst zur Insertion ihrer **industriellen Erzeugnisse, zu Familien-Anzeigen, Dienstboten-Gesuchen, Pensions-Anerbieten** ꝛc. bedienen. Auf diese Weise könnten die Freunde der „Christlichen Welt" auch für die Bedürfnisse des praktischen Lebens sich gegenseitig recht nützliche und sicherführende Winke geben.

Leipzig, im April 1898. **Die Verlagshandlung.**

Evangelisches Pädagogium

Godesberg a. Rh.

Realschule und Progymnasium (mit Berechtigung) von VI bis IIa inkl. (kleine Klassen).

Individuelle Familienerziehung. Die Zöglinge sind auf 15 Anstaltshäuser verteilt.

O. Kühne, Rektor. Prof. Dr. **H. Kühne.**

Heute ward uns eine gesunde Tochter glücklich geboren.
Clenze, 6. April 1898.
Pastor Lic. **Bornemann** und **Frau.**

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 400.— an. von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph, Giessen 162.

Bad Nauheim

Villa Ernst Ludwig

Luisenstr. 1. Logirhaus mit und ohne Pension, nahe den Bädern, in bester Lage, Garten am Hause.
Empfohlen durch
Herrn Pfarrer Rade-Frankfurt.
Frl. M. Heyne,
langj. Vorsteherin christl. Hospize.

Die **Monatschrift** für **Gottesdienst u. kirchl. Kunst**
herausg. v.
Prof. Dr. **Fr. Spitta** und
Prof. Dr. **J. Smend**
(Preis jährl. 6 M.)
tritt soeben in ihren 3. Jahrg. ein. Sie hat sich rasch und sicher eingebürgert, da von allen Seiten der Reichtum ihres Inhalts und ihre anregende Wirksamkeit rühmend hervorgehoben ist.
Probenummer kostenfrei,
Jahrg. II., ein stattlicher Lex.-8-Band, durch jede Buchhandlung zur Ansicht.
Göttingen.
Vandenhoeck & Ruprecht.

Georg Nauck (Fritz Rühe)
Berlin, Friedrichstr. 52/3
Ein- u. Verkauf theolog. Bücher.
Prompte Bedienung. Katal. gratis.

Hammond

weitaus beste Schnellschreibmaschine

Das neueste Modell 2

vereinigt alle Vorzüge der besten Maschinen.

Sofort sichtbare Schrift; auswechselbare Typen, autom. Abdruck, kürzester Tastenniederdruck, daher **grösste** Schnelligkeit (Record 12 Buchstaben pro Sekunde), bequemste und weitgehendste Anwendung. Grösste Dauerhaftigkeit etc. Pennsylvania-Eisenbahn-Ges. 500 Maschinen. Chicago-Unterrichts-Behörde 100. Fr. Krupp, Essen, 60. Prag. Eisen-Ind.-Ges. 100. Preise 450, 350 Mk.
Prospekte etc. durch
F. Schrey, Berlin SW. 19 u. **Wien II, Ob. Donaustr. 9.**

Ich habe eine Schreibmaschine „System Hammond" von F. Schrey, durch dessen Vertreter, Herrn Erh. Koeberle in Freiburg i. B., bezogen und kann dieselbe wegen ihrer vorzüglichen Beschaffenheit und tadellosen Arbeit bestens empfehlen. J. C. B. Mohr.

Der **Meteor.**
Goldfüllfederhalter.
Neuestes, verbessertes, unfehlbares System mit Doppelzufluss.
Preis komplett mit 14° Goldfeder Ledertäschchen und Füller } **M. 9.—.**
Allein-Verkauf **Heinrich Zeiss,** Hoflieferant.
6 Liebfrauenstr. **Frankfurt a. Main.**

Kaffee rohen und gebrannten,
feine, preiswerte Qualitäten, empfiehlt u. versendet
Alfred Böhm,
Stuttgart.

ADOLF FUNKE
CHRISTLICHES VERSAND-GESCHÄFT
REICHENBACH i. V. SACHSEN
Grösste Ersparnisse
durch direkten Bezug!
Herren-Anzugstoffe:
à Meter 2 bis 6 Mk., Anzug (3 Meter) 6 bis 18 Mark.
Portofrei! Proben vorher!

Goldene Medaille!
Im Sommer **kühl,** im Winter **warm** sind
Seidenbettdecken, ebenso **Seidenflanelle**
zu Unterhemden und Unterbeinkleidern.
Bearbeitung alter Seiden- und Wollsachen. Verlangen Sie Prospekt gratis.
A. J. Hermann, Donauwörth.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

In meinem Verlage sind ferner seit Neujahr 1898 erschienen:

3] **Wilhelm von Nogaret,**

Rat und Grosssiegelbewahrer Philipps des Schönen von Frankreich.

Von

Robert Holtzmann,
Dr. phil.

Gross 8. M. 6.—.

In die Zeit der Amtsthätigkeit Wilhelms von Nogaret, des hervorragendsten Ministers Philipps des Schönen von Frankreich, Anfang des 14. Jahrhunderts, fallen zwei für die allgemeine Weltgeschichte bedeutsame Ereignisse: das Zusammenbrechen des Papsttums, das mit Bonifaz VIII. auf der Spitze seiner Macht zu stehen schien, unter der Hand des Königs von Frankreich, und der Untergang des Templerordens. Eine Biographie Nogarets ist schon von Ernst Renan gegeben worden. Allein aus verschiedenen Gründen steht dieselbe nicht mehr auf der Höhe der Zeit, und sie findet durch die vorliegende Arbeit in wesentlichen Punkten eine Ergänzung und Berichtigung.

Volkswirtschaftliche Abhandlungen
der badischen Hochschulen.

Herausgegeben von

Carl Johannes Fuchs, Heinrich Herkner, Gerhard von Schulze-Gävernitz, Max Weber.

Erster Band. Zweites Heft.

Colberts politische und volkswirtschaftliche Grundanschauungen.

Von

Dr. Gustav Heinrich Hecht.

Gross 8.

In der Subscription M. 1.60. Im Einzelverkauf M. 2.—.

Diese Arbeit ist von der philosophischen Fakultät zu Heidelberg als Preisaufgabe gestellt und mit dem Preis gekrönt worden. Ihre Veröffentlichung geschieht in der Meinung, dass es von grossem Interesse ist, die bekannten Sätze des Merkantilismus durch nicht allgemein bekannte und nicht immer leicht zugängliche Citate aus den Schriften eines seiner grössten Vertreter belegt zu sehen.

Kunstwart

Rundschau
über
Dichtung, Theater, Musik und bildende Künste.
Jährlich 24 Hefte à 32 Seiten in vornehmer Ausstattung.
Herausgeber: **Ferdinand Avenarius.**
Gratis-Beilage für Interessenten:
Neue Musikalische Rundschau.
Redigirt von **Dr. Rich. Batka.**

„In der That wiegt der einzige Kunstwart mehr wie der ganze übrige Haufen von ästhetischen, litterarischen und Kunst-Zeitschriften.“
Univ.-Prof. Max Koch, Breslau.

„Man würde sich vergeblich nach einem Organ umsehen, das seinen Aufgaben so trefflich, so würdevoll und in so edlem Tone gerecht wird.“ **Leipziger Korrespondenzblatt.**

„Das vielseitigste deutsche Organ für Kunstinteressen macht seinem Namen alle Ehre.“ **Bund in Bern.**

„Unter den litterarischen Zeitschriften ersten Ranges befindet sich eine einzigartige, welche jenseits und in gewisser Beziehung sogar über der Konkurrenz steht: »Der Kunstwart«.“
Deutsche Zeitung, Wien.

Abonnementspreis M. 2.50 für das Vierteljahr
bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und beim Verlag.
Probenummern unentgeltlich und portofrei von der Verlagsbuchhandlung
Georg D. W. Callwey, München.

Evangelische Conferenz in Schlesien.
Jahres-Versammlung in Hirschberg den 11. Mai,
vormittags 10 Uhr im „Preußischen Hofe“.

Biblische Ansprache des Herrn Diakonus Späth aus Breslau.
Vortrag des Herrn Pastor Dr. Brückner aus Alt-Raudten: „Die neueren Forschungen über die Entstehung des Paulinismus.“
Gäste willkommen.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Soeben erschienen

Die Religion
im modernen Geistesleben.

Mit einem Anhang:

Ueber das Märchen von den drei Ringen.

Von

D. **M. Rade,**
Pfarrer in Frankfurt a. M.

8. 1898. M. 1.40. Gebunden M. 2.—.

Das Buch Hiob.

Uebersetzt von

D. **Bernhard Duhm,**
o. Professor der Theologie in Basel.

8. 1897. M. 1.20. Gebunden M. 2.—.

(Die poetischen und prophetischen Bücher des Alten Testaments. Uebersetzungen in den Versmaßen der Urschrift. I)

C. 12, V. 7—10.

Befrage das Vieh doch, daß es dir sage,
Des Himmels Vögel, daß sie dir melden,
Die Kriecher der Erde, daß sie dich lehren,
Und laß dir erzählen die Fische des Meeres!

Wer weiß durch alle diese nicht,
Daß Jahwes Hand dies hat geschaffen,
In dessen Hand der Lebenden Seele
Und aller Menschen Odem ist?

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig.

Die Entwicklung der katholischen Kirche
im neunzehnten Jahrhundert.

Vorträge

Von

D. **Karl Sell,**
Professor der Theologie in Bonn.

8. M. 1.50. In Skytogen geb. M. 2.—.

Diese Schrift giebt im wesentlichen die Vorträge des Verfassers auf dem Bonner theologischen Ferienkurs im Herbst 1897 wieder, deren Veröffentlichung gewünscht wurde.

Ueber die Entwicklung der katholischen Kirche in unserem Jahrhundert ist durch neuere Forschungen so viel Licht verbreitet worden, daß es sich verlohnt, das Wichtigste zu einem scharf umrissenen, eindrucksvollen Bild zusammenzufassen. Dabei will der Verfasser vor allem den leitenden Faden in der Entwicklung vom Katholizismus zum Ultramontanismus aufzeigen. Denn diese ist, wie er sagt, das merkwürdigste Phänomen, das die Religionsgeschichte des 19. Jahrhunderts darbietet.

Chronik der christlichen Welt

Vierteljährlich 1.50 Mk. — Wöchentlich eine Nummer.

Postzeitungsliste Nr. 1565

Nr. 15. Uebersicht über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiete der deutschen evangelischen Landeskirchen — Deutsche Evangelische Landeskirchen: Aus Württemberg; Ueber das Vorgehen des Evangelischen Bundes — Evangelische im Auslande: Das Nationalkonzil englischer Freikirchen in Bristol, 7. bis 10. März; Vorlesungen auf den evangelisch-theologischen Fakultäten in der Schweiz und in Oesterreich-Ungarn — Vermischte Nachrichten

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig, Querstraße 21 — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine litterarische Beilage von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen. Wer diese Beilage nicht erhielt, wird höflichst und dringend gebeten, im Interesse exakter Expedition dieselbe bei dem Verlage der „Christlichen Welt“, Leipzig, Querstr. 21 zu reklamieren.